



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 12.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Sautsky.

11. Fortsetzung.

„Schau, mit dem Gustel hat er gewöhnlich so viel Geduld,“ erzählte Eva eifrig weiter, „weiß, er ist blöd, aber er schaukelt ihn und streichelt ihn und wenn er sein ewiges da—da—da—da herunterstammelt, paßt er so aufmerksam auf, als könnt er grad' ein' Sinn herausklauben; aber dann kommts auch vor, daß er'n plötzlich von sich stoßt, und er wend't sich von ihm, wie von etwas, vor dem ihm ein Grausen kommt. Und wie ich einmal drüber böß worden bin, und ihm's verweisen tu, da fährt er, wie ein Wildling, sich gleich mit beiden Händen in die Haar, und er schaut mich an, ganz zornig, mit funkelnden Augen. „Weißt“, schreit er, „ich muß halt immer dran denken, daß auch wir vor dem Fluch nicht sicher sind, und weshalb sollten wir's denn sein? Sind denn die Kinder der Armen nicht immer krank, verkommen, verkrüppelte Geschöpf? Aber ich will g'sunde Kinder haben,“ und dann nimmt mich der närrische Mensch beim Kopf und küßt mich wieder und herzt mich und red't allerhand dalketes Zeug z'samm, nur weil er mich wieder gut machen möchte. Und er sagt mir dann, wenn ich einmal seine kleine Frau sein werd', dann soll ich nur im Haus arbeiten und nicht mit verdienen helfen, und er tät's nie zugeben, daß ich so schwere Lasten trag', wie hier die Weiber, die eine jede vom Salzberg vierzig Kilo Salz und drüber herunterschleppen, und er will mich immer nett angezogen haben und g'sund und fröhlich sollt ich aussehen und täglich mich satt essen können. Dafür wollt er auch redlich arbeiten mit all seinen Kräften. Ich lach ihn freilich aus und sag ihm: geh, vor lauter Lieb möchtest mir gleich den Himmel selbst runter holen, und ich vermahn' ihn wohl, er soll sich nur um Gotteswillen nix einbilden, und verweis ihn auf den Vater, der auch ein tüchtiger Arbeiter g'wesen ist, und wegen dem ist's uns doch immer schlecht g'gangen, so lang ich denken kann. Und ich sag ihm, daß wir Armen drum nicht so viel verlangen dürften, weil wir halt immer arm sind und arm bleiben. Er sieht mich aber dann so traurig an oder auch unwirsch, o, er kann auch harß sein, und es ist jetzt ein halbes Jahr her, da sagt er mir einmal, weißt Evi, wir machens wie die andern, die eine menschliche Existenz verlangen, wir wandern aus, wir gehen nach Amerika, oder mein'twegen nach Australien gar.“

„Und wärst du damit einverstanden, Evi?“

„Und wie!“ Das hübsche Gesicht der Kleinen war jetzt lebhaft gerötet und lachend zeigte sie ihre weißen Zähne. „Ich ging ja überall mit ihm hin, er weiß das; und ich hab' ihn nur g'fragt, ob wir denn auch den armen Gucki mitnehmen werden. Ja, hat er g'sagt, und auch der Vater wird mit uns gehen und der Scpy, na, und seitdem das b'schlossen ist, ist er noch sparsamer g'worden, und er legt jeden Kreuzer zurück,“ sie machte ein allerliebste verschämtes Gesicht, „weiß, für die Hochzeit schon und für —“ sie brach plötzlich ab und fing zu lachen an, es klang hell und herzlich wie Kindesfreude; es wirkte ansteckend, Elsa mußte mitlachen.

„Ich hätt's freilich nicht glaubt, daß er mich einmal so weit, weit über's ganze Meer führen wird, und daß d' Evert eigens eine Amerikanerin werden müßt, um ihren amseer Buben, den Valentin, zu kriegen! Ist das nicht spassig, gelt?“

Sie stieß Elsa mit dem Ellbogen an, und als sie sich darauf ansahen, lachten beide noch mehr. Sie lachten, wie junge Mädchen lachen, in dem unwiderstehlichen Drang zur Lustigkeit, die eine gleichsam gereizt von der Heiterkeit der andern.

Aber jetzt trafen Evas Augen auf das zusammengeballte Linnen, sie zuckte zusammen und im jähesten Uebergang schwand das Rot und jede Freude aus ihrem Antlitz.

Sie machte erst eine kleine Anstrengung, ihre Bewegung zu verbergen, aber die Tränen stürzten unaufhaltsam hervor, und nun warf sie beide Hände vor ihr Gesicht und brach in lautes Schluchzen aus.

Lachen und Weinen, ein und dieselbe Reflexbewegung, sie liegen so nahe beieinander.

„Kommt ich's denn vergessen, — der arme Vater — er wird nimmer arbeiten können — o Gott, o Gott — und die zwei Kleinen Buben — jetzt wird er mich halt doch lassen müssen!“

Elsa umschlang sie, gleichfalls in Tränen, und Eva weinte an ihrem Halse, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Die Nebel waren vergangen, in Nichts zerstoßen und der blaue sonnige Himmel glänzte auf die Mädchen hernieder, die beide, so warm im Gemüte, sich hier gefunden.

Die Kirchenglocken begannen zu läuten und die Turmuhr schlug die sechste Stunde.

Eva machte sich los und sprang in die Höhe. Sie war mit einemmale wieder den drängenden Forderungen des Augenblicks zurückgegeben.

„Schon sechs, mein Gott, der Georg wird auf mich warten. Er hat die ganze Nacht bei dem Vater gewacht, aber heut ist Montag und er muß ins Bergwerk.“

Die beiden Mädchen rafften gemeinsam alles zusammen, sie entstiegen dem Kahn und schritten den Sandweg hinan, der gegen die Lahn führte.

Einige Arbeiter kamen an ihnen vorüber, sie gingen nach dem Schieferbruch.

Die Arbeit war nach dem gestrigen Unglück nicht eingestellt worden; in die Sprünge und Risse waren Steine und Balken gesteckt worden, und man begann nun die Sprengarbeit aufs neue. —

Die Männer warfen einen verwunderten Blick auf die elegante Mädchengestalt, dann wandten sie sich mit einer kurzen Frage, wie's dem Vater Frieder gehe, an Eva.

Sie erhielten keine befriedigende Antwort. Sie wußten es übrigens besser als Eva selbst, daß es mit dem Alten so gut wie aus sei, und doch wäre es keinem von ihnen eingefallen, sich der Arbeit, die auch ihr Leben gefährdete, zu enthalten. Was sollten sie auch anfangen? Und jede andere Todesart ist leichter als das Verhungern.

Eva zeigte auf eine kleine Rauchsäule, die dem Schornstein eines nahen Häuschens entstieg, das hinter dem Gebüsch verborgen lag.

„Der Georg kocht uns die Suppe,“ sagte sie, und sie lächelte wieder.

Im nächsten Augenblick hatten sie das Haus vor sich liegen. Sepp, jetzt ein neunjähriger hübscher Bursche, war gerade im Begriff, den kleinen Blödsinnigen, der im Hemde auf der Bank vor dem Hause saß, in Vaters Weste zu kleiden. Gustel aber wehrte sich und schlug mit den Füßen um sich. Als Sepp die Schwester erblickte, fühlte er sich sofort seines Amtes, der Hüter seines Bruders zu sein, los und ledig; er warf dem Ungeberdigen die Weste über den Kopf und sprang hinweg, Eva zurufend: „Ich hab' schon gefrühstückt!“ Der kleine Gustel aber, der mit seinen ungelenteten Händen die Weste nicht vom Kopfe bringen konnte, und dessen Haare sich um einen Knopf gewickelt hatten, begann zu schreien und tat so unwirsch, daß er von der Bank herabgelugelt und nun aufstreichend am Boden lag.

Eva war schon auf ihn losgestürzt, sie hob ihn auf und suchte ihn zu beruhigen. An dem kleinen offenen Fenster zeigte sich jetzt ein Männerkopf, der jäh zurückfuhr, als Elsa gegen das Haus herankam. Auch sie wollte dem Kleinen zu Hülfe eilen; Eva hatte ihn auf den Arm genommen, aber sie vermochte ihn kaum zu halten, er geberdete sich wie toll und schlug mit Händen und Füßen herum, rauhe zornige Laute herausstoßend.

Da tat sich die Thür auf und Georg trat aus dem Hause. Er wendete sich Eva zu und sagte in leiser Mahnung:

„Geht mit ihm nach rückwärts, der Vater ist eingeschlafen, er soll nicht geweckt werden!“

Eva wickelte dem blödsinnigen Kinde die Weste um den Kopf, gleichsam sein Schreien erstickend, und entfernte sich mit ihm rasch. Elsa und Georg standen einander gegenüber. Sie blickte ihn erstaunt an, und etwas Verlegenheit mischte sich in den Ausdruck ihrer Freude. Kein Jahr ist noch vergangen, seit sie ihn zum letztenmal gesehen. Er war wohl selten und immer seltener in die Villa gekommen, aber in den ersten Stunden nach dem Tode des Vaters war er mit Gerta allein um sie gewesen, und er war ihr eine Stütze geworden in dem Augenblick des höchsten Schmerzes. Aber selbst da noch war er der schüchternen unbeholfenen Jüngling geblieben. Heute erschien er ihr durchaus verändert, durchaus männlicher, aber ein Fremder fast.

Um die geschlossenen Lippen, die ein Schnurbart von seltener Schwärze umkränzelte, lag etwas Festes, Entschiedenes, das dem hageren länglichen Gesicht gut anstand und ihm einen ungewöhnlichen Ausdruck verlieh, der sofort auffiel. Seine Gestalt schien

aufrechter und kräftiger, seine Haltung war ruhig und nicht ohne Anmut. Sie erinnerte sich nicht, daß er ihr jemals so gegenüber gestanden wie heute, noch, daß seine blauen etwas scharfen Augen so fragend zu ihr herabgesehen.

„Sie kennen mich nicht mehr, Georg — Herr Georg,“ setzte sie korrigierend hinzu.

Bei dem Ton ihrer Stimme überslog ein Lächeln hell wie Sonnenschein dies strenge Gesicht.

„Ich hatte Sie schon vom Fenster aus erkannt,“ erwiderte er, und nach einer kleinen Pause: „Sie sind gesund und Sie fühlen sich wohl und glücklich, Fräulein?“

„Ja,“ sagte sie in einem Ton, der aus tiefster Seele kam, „seit ich hier bin, seit ich den See und seine schönen Berge wieder gesehen habe, bin ich glücklich. Ich will auch wieder kommen und dann hier bleiben.“

„Und jetzt kommen Sie aus der Villa?“ sagte er mit einer Bestimmtheit, die keineswegs fragend klang.

Sie nickte.

„Sie haben Lesebrevier dort getroffen und gesprochen,“ setzte er eben so ruhig hinzu und als ob sich das von selbst verstände.

Ein leises Rot stieg in ihre Wangen und ihre Augen senkten sich verwirrt. Aber es war nur die Verwirrung eines Augenblicks, und als sie jetzt wieder zu ihm emporsah, blickte sie nur um so klarer, um so bewußter und um so glücklicher. Sie setzte sich auf die Bank vor dem Hause und erzählte ihm in all ihrer reizenden Offenheit und Natürlichkeit, freilich nur im flüchtigsten Umriß, wie alles gekommen war.

Georg hatte ernst und aufmerksam zugehört. „Sie haben in Lesebrevier einen Beschützer gefunden; er wird über Sie wachen, und ich werde nun ruhiger sein können.“

Wie er nur das sagte, wie bescheiden und doch wie fest. Mit aller Bestimmtheit nahm er sich selbst seinen Anteil an ihrem Geschick vorweg. Er zeigte ihr nicht nur seine Teilnahme, er nahm sie als ein Recht in Anspruch, ohne daß sie dies anders als in angenehmer Weise hätte berühren können.

Ein feiner Takt, ein vollendetes Partgefühl sprach hier zu ihr, sie sagte es sich nicht, aber es tat ihr wohl.

„Lesebrevier hat mir auch von Ihnen gesprochen,“ sagte sie herzlich, „Sie sind Freunde geworden.“

„Freunde, ja; obwohl wir in einem so verschiedenen Verhältniß stehen. Er ist der Geber, ich immer nur der Empfangende. Er hat viel Geduld mit meiner Unwissenheit, aber er gibt das Beste, was ein Mensch dem andern geben kann.“

„Sie haben sein Buch bereits gelesen?“ fragte Elsa rasch. „Nur einen Auszug aus seinem großen Werk, der als Broschüre erschienen ist.“

„Ich kann es kaum erwarten, bis es auch in meinen Händen sein wird,“ erwiderte sie mit dem Feuer, mit dem man einen Herzenswunsch ausdrückt. Seine Brust hob sich unter einem tieferen Atemzug, unter einem stärkeren Herzschlag, aber seine Muskel verriet sonst eine Bewegung.

„Wenn Sie es wünschen, ich kann Ihnen ein Exemplar geben.“

„Ich bitte Sie darum.“

„Dann kommen Sie mit mir.“

Elsa erhob sich.

„Vorher sagen Sie mir noch rasch, wie es um den Frieder steht, ich kenne das Unglück, das ihn betroffen hat. — Die armen Kinder!“

„Es ist schlimm genug. Außer der Wunde hat er eine Gehirnerschütterung davon getragen.“

„Es wird lange dauern, ehe er wieder arbeiten kann, nicht wahr?“

„Billeicht niemals wieder.“

„Und Eva und ihre Brüder sind also des Ernährers beraubt?“

„Der Valentin ist da und ich,“ sagte er einfach.

„Georg,“ ihre Stimme dämpfte sich zu einer leisen Bitte herab, „ich kann meiner lieben Evi in ihrer ersten Not nicht beistehen, ich bin im Augenblick ärmer als der Ärmste, aber ich werde von der Residenz aus Hilfe senden.“

Georg lächelte ernst.

„Ich kenne Ihr gutes Herz, es ist wie damals noch, aber hat es Ihnen Ihr Vater nicht gesagt, daß ein einzelner hier nichts vermag? Seien Sie in diesem Falle beruhigt, Eva und der Buben wird es an dem Nötigsten nicht fehlen. Es sind Kermere hier, die in einem Elend leben, daß einem das Herz bebt. Aber ich und der Valentin, wir gehören zu den Jungen und Kräftigen, wir haben nicht Weib und Kind, wir können für andere sorgen und wir werden es auch.“

Elsa senkte den Kopf. Sie kannte den Stolz Georgs von früher her, und sie fühlte, daß derselbe ein berechtigter sei, da das Gegenteil bereits die moralische Verkommenheit bedeute.

Nichtsdestoweniger nahm sie sich vor, als Evas Freundin helfend einzugreifen.

Eva kam herangelaufen und sie bat Georg, nicht länger zu verweilen, die Mutter warte gewiß schon mit dem Frühstück auf ihn. „Du wirst dein Donnerwetter schon kriegen,“ meinte sie mit einem kleinen, fast spitzbübischen Lächeln. Auch die Mädchen nahmen Abschied, sie küßten sich wiederholt und drückten sich die Hände. Dann gingen Elsa und Georg nebeneinander dem See und dem hart daran liegenden Häuschen der Mutter Hofer zu.

„Wenn ich Ihnen jetzt die Broschüre übergebe,“ sagte Georg leise, „so werden Sie niemandem sagen, daß Sie diese in Amsee und von mir bekommen haben.“

Elsa nickte verständnisvoll: „Gewiß nicht.“

In dem Augenblick, als der Salzarbeiter mit dem Fräulein vor der niederen Tür seiner Hütte angelangt war, wurden sie von einem Manne, der auf dem Serpentinweg den Salzberg hinaneilte, bemerkt. Es war Cölestin, der seit einer Stunde in wildester Aufregung den Flüchtling suchte.

Er sah sie eintreten. War es ein Ausdruck übermächtiger Freude, war es eine Verwünschung, die hinter ihnen drein in einem halberstickten Schrei sich von seinen Lippen löste? Mutter Hofer hatte soeben einen halben Löffel voll Schoten in das heiße Wasser geworfen und verrührt ihn übereifrig. Sie lehnte der Tür den Rücken und wendete sich auch nicht um, als diese geöffnet ward. Sie wußte, daß es ihr Sohn sei, und die angesammelte Galle über sein nächtliches Ausbleiben begann sich sofort zu entladen. Schon hatte sie ihm einige seiner Verbrechen an den Kopf geworfen, als sie plötzlich innehielt und sich umdrehte. Sie hatte einen zweiten Schritt neben dem seinigen gehört und blieb nun, den Nüßelöffel in der Hand, ganz verdutzt, bis sie mit einem: „Jesus, die englische Fräul'n!“ wieder zum Gebrauch ihrer Zunge kam.

Elsa gab ihr die Hand und fragte, wie es ihr gehe.

„Schlecht genug, Dank der Nachtrag,“ sagte sie, zur Erhärtung ihrer Aussage sich mit der Schürze die wässernden Augen wischend, und den heißen Löffel, gleich einem Schwert, an die Seite hinter ihr Fürtuchband steckend. „Kleine Kinder keine Sorgen, große Kinder große Sorgen, na Fräulein, Sie werden's schon noch erfahr'n.“

Georg hatte die Tür, die in das Zimmer ging, geöffnet und bat Elsa einzutreten.

„Ach, du lieber Himmel, aber auch grad heut', es ist gar nichts in Ordnung,“ entschuldigte sich die Hofer, „die Fräul'n wird sich was Schön's von uns denken, die Polster sind noch nicht am Bett, und am Samstag hab' ich nichts reiben können, alles wegen dem Frieder sein Unglück.“ Sie wollte eben hinter Elsa ihre vierchrötige Gestalt in die Türe schieben, als Georg in bittender Abwehr sagte: „Machens' die Suppe fertig, Mutter, ich will rasch frühstücken, ich muß gleich wieder fort.“

Und er trat ein und machte ihr die Tür vor der Nase zu. Sie blieb einen Augenblick ganz verdutzt, sie fühlte sich sehr gekränkt.

„Na ja, die Alte, die wird jetzt überall aufi drückt, die war ihnen halt schon überall im Weg, überall, überall,“ brummte sie, indem sie zornig nach dem Herde zurückschritt. „Und die dalkete Ausred, ich sollt' ihm die Suppe fertig machen, er hat's ja g'hehn, daß der Schoten schon verrührt war, was soll ich denn noch weiter drein rühren, höchstens Gift und Gall!“ sie

hatte den Nüßelöffel aus ihrem Fürtuch gerissen und platschte mit ihm in den Topf hinein, daß die Suppe nach allen Seiten herausspritzte.

Seit dem Unglück, das den Frieder getroffen, war Mutter Hofer in der grimmigsten Laune.

Und diese Behandlung fehlte noch zu all dem anderen, das man ihr seit zwei Tagen angetan und angeschlossen. O, sie kannte ihre Söhne, sie wußte nur zu gut, wie diese dachten, und was dabei auch für sie herauskommen würde, den ganzen Zorn des Himmels, der den Frieder getroffen, den sollte sie nun mit tragen, gleichsam auf sich nehmen.

Die Hofer war ein Weib von der gewöhnlichen Gutmütigkeit, aber sie war alt und hatte ihr lebtage so viel Kummer und Elend durchgemacht, daß sie dessen müde geworden war. Jetzt, wo ihre Söhne verdienten, wo es ihr endlich etwas besser ging, wo sie sogar hie und da, durch die kombinirteste Sparsamkeit, einen Kreuzer zurücklegen konnte, jetzt sollte ihr das wieder entrisen werden und sie sollte abermals die grausamsten Entbehrungen erdulden müssen? Und das alles wegen dem Frieder, dem alten Sünder, den sie nie leiden konnte, und weil ihr Valentin, der Rarr, sich in die Everl verliebt hatte?! Aber der Valentin wird sich kein graues Haar darüber wachsen lassen, und so wird die größte Sorge halt wieder den Georg treffen und damit auch sie. Und sie sollt das alles so hinhemen? sollt sich das alles gefallen lassen, und nicht mucksen dürfen?

Ihr Zorn kämpfte mit dem heimlichen Respekt, den sie seit einiger Zeit vor ihrem jüngeren Sohn zu hegen begann.

Georg war mit Elsa allein im Zimmer. Er hatte einen Schlüssel aus der Tasche seines Rockes genommen, und ohne Zögern sich der Truhe zugewendet, die unter dem Fenster stand, und sie geöffnet.

Elsa war auf seine Aufforderung herzutreten. Sie bemerkte in der Truhe, neben andern Gegenständen, eine Anzahl Broschüren, die noch nicht aufgeschnitten waren. Georg entnahm ein Exemplar und reichte es ihr hin.

Ihre Augen suchten sofort den Namen des Verfassers.

„Von Manlius?“ fragte sie erstaunt.

„Er verbirgt sich einstweilen noch unter diesem Pseudonym.“

„Ich werde ihn nicht veraten.“

Er griff nach einem alten Zeitungsblatt, das ein altes Datum trug, und das er hier gleichfalls verwahrt gehalten, und hüllte das Büchlehen darein. Da hörte er die Stimme seiner Mutter, die mit jemandem zu sprechen schien.

Rasch schloß er die Truhe, während Elsa das Buch auf den Tisch legte und ihr Sacktuch darüber warf.

In dem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und Cölestin, verstört, das Blut gegen die Schläfen gedrängt, die Stirne feucht, stand auf der Schwelle.

Sein Blick umfaßte die ganze Gestalt des Mädchens und seine Lippen stammelten ein: „Endlich!“ Dann schritt er hoch aufgerichtet, mit erheuchelter Ruhe und dem ganzen Gefühl seiner Würde und geistlichen Autorität auf das junge Mädchen zu.

Sie erwartete ihn.

In ihrer Unbeweglichkeit lag ein Ausdruck von Kraft, ein Zusammenfassen von Intelligenz und Willen. Sie stand wie zum Kampf bereit. Er fühlte sofort den Widerstand heraus. Er wußte es, noch ehe sie es ihm gesagt, daß sie in der Absicht, sich ihnen zu entziehen, das Haus verlassen hatte.

Aber er drängte den heißen Zorn über ihren Wankelmuth zurück, es galt sie wiederzugewinnen.

„Sie haben uns Stunden der Angst und Sorge bereitet,“ sagte er vorwurfsvoll und er blickte sie dabei mit den schönen Augen an, die nun eingefallen waren, wie nach Augenblicken großer Erregung und seelischer Pein; auch seine Stimme klang angegriffen. „Gewiß, Sie wären nicht dieser Laune gefolgt, wenn Sie den Schmerz hätten ermessen können, den Sie uns zugefügt.“

Sie schwieg.

Seine Augen hafteten gespannt auf ihren Zügen, dann tat er einen raschen sprühenden Blick um sich, als könne ihre Um-

gebung ihm verraten, was dies Mädchenherz etwa beeinflusst und gewendet. Er fixirte einen Moment den jungen Salzarbeiter, der bei seinem Eintritt nahe bei Elsa gestanden, und der sich nun diskret in eine Ecke zurückgezogen und sich mit einer Holzarbeit beschäftigte.

Und wieder wandte er sich dem jungen Mädchen zu und mit einer Bestimmtheit und zugleich mit einer Milde, die etwas Imponirendes hatte, sagte er: „Kommen Sie, der Priester erwartet Sie.“

„Er erwartet mich vergebens.“

„Das wird Gott verhüten. Die Taufe —“

„Wird nicht an mir vollzogen werden.“

Einen Augenblick schien das blasse, bartlose Gesicht des jungen Paters durch eine nervöse Kontraktion verzerrt, dann hob er den Kopf noch höher, und voll zwingender Hoheit, und in einem etwas vibrirenden Mollton, der an's Herz drang, sagte er: „Sie irren, Elsa, ein Befehrwort vollendet sich innerlich, und wen einmal ein Strahl der Erleuchtung getroffen, der kann nie und nimmer in die Finsternis des Unglaubens zurücksinken.“ Zugleich streckte er mit der Geberde der vollsten priesterlichen Autorität seine Hand nach ihr aus, als gälte es ein Gut an sich zu nehmen.

Sie trat einen Schritt zurück, jede Faser in ihr verkündete Auflehnung: „Nein, ich will nicht!“

Er faltete die Hände wie in Beschwörung: „Armes, teures Kind, Sie kämpfen also noch immer! Wollen Sie es denn nicht einsehen: es ist ja nur die Armseligkeit der Menschennatur, die in Ihnen sich auslehnt, gegen ein Höheres, Geistiges, gegen eine Vervollkommnung, die in Ihnen nun zur herrlichen Tat werden soll!“

„Ich kämpfe nicht mehr!“ rief Elsa, und in der That, sie sah in diesem Augenblick so schön und stolz aus wie eine Ueberwinderin, voll feuriger Energie, voll leidenschaftlicher Kühnheit, und aus ihren Augen blitzte jenes Höhere, jenes Geistige, das sie nach der Meinung des Paters noch nicht besaß, das sie erst durch ihn erringen sollte. „Ich brauche nicht zu kämpfen, denn all die Waffen, die Ihr gegen mich zu Felde führt, sie haben ihre Wirkung auf mich verloren. Was wollt Ihr von mir? Glauben Sie Sich Herr und Meister auch über mein Hirn und meine Nerven? Wollen Sie mich zu etwas zwingen, das wider äußern Sinn ist und inneres Gefühl? Wir sind verschieden von Grunde aus! Eure Vorstellungen, eure Begriffe sind nicht die meinen, und selbst die Wunder eurer Phantasie regen mich nicht an, sie lassen mir das Herz kalt, sie bewegen mich nicht. Was wollt ihr also?! Man hat mir euer großes Gedicht nicht in jenem zarten Alter vorgelesen, wo es noch alle Macht über mich erringen konnte, jetzt ist es zu spät. Wendet das, wenn ihr es ändern könnt, ihr könnt es nicht! Durch Furcht nur, durch Grauen wollten Sie mich untersuchen — aber ich fürchte mich nicht mehr! Oder wagen Sie noch zu behaupten, daß das, was Sie von mir verlangen, ein Angebornes sei, in der Natur Begründetes? Ein Etwas, wie der Selbsterhaltungstrieb im Menschen, wie der Trieb nach Lust und Freude? Diesem kann man sich nicht entziehen, aber jenem war ich entzogen schon von Kindheit auf. Ich fühle mich frei davon, und darum werden Sie keine Macht mehr über mich erlangen, und so trennt uns alles — muß uns alles trennen!“

Ihre Gestalt und ihre Stimme hatten sich erhoben, waren bis zum Ausdruck der Begeisterung gelangt, ja bis zur Exaltation, und sie streckte jetzt abwehrend den linken Arm aus, gleichsam alles von sich weisend, was ihr von ihm, was ihr von dieser Seite noch kommen sollte. Er hatte sie angestaunt; in atemloser Spannung hatte er an ihren Zügen gehangen. Hinreißend schön erschien sie ihm in ihrer stolzen Selbstherrlichkeit. So ganz Wille, ganz Bewußtsein, der verkörperte Widerstand, gewann sie für ihn einen neuen unsagbaren Reiz. So hatte er das Weib nie gesehen, in solcher Herrlichkeit es niemals auch nur gedacht, er hätte ihm sonst nicht entsagen können!

Und wäre es wahr, was sie gesagt, trennte sie wirklich alles?

Sie glaubte nicht, aber auch sein Glaube war erschüttert.

Er lachte der Himmlischen in diesem Augenblick. Niemals hatten sie ihm so das Herz bewegt, niemals hatten sie ihm solche Leiden gebracht, niemals aber auch ihm Freuden verheißen, wie sie in seiner Phantasie jetzt aufloderten. Ihm dünkte, als sei ihm der Begriff für Seligkeit jetzt erst erstanden.

Sie glaubt nicht, weil sie nicht glauben muß, aber Lieben muß sie, das ist ein Naturgesetz, und Lieben wird sie. Und sie wird Lieben nach ihrem Wesen, kühn, feurig, leidenschaftlich, alle Schranken durchbrechend, sich über alles hinwegsetzend. — Warum sollte sie nicht ihn so Lieben?!

In diesem unbeschreiblichen Aufruhr seines ganzen Menschen, der ihn nur Worte ganz verwirren Sinnes stammeln läßt, traf ihn grausam ernüchternd die tiefe Stimme Georgs. „Fräulein,“ sagte er, „Sie wissen, Sie können auf mich rechnen zu jeder Zeit. Wenn Ihnen dieser Herr nicht mehr vertrauenswürdig erscheint, wenn Sie ihm nicht folgen wollen, ich bringe Sie, wohin Sie beschlen.“

Cölestin wandte sich mit dräuender Geberde dem Frechen zu.

Ah, auf der bleichen Stirne dieses Mannes lag eine Drohung. Er hatte ihn vorhin nicht beachtet; dieser Arbeiter war ihm ein Nichts gewesen, ein Sklave, den man übersieht, auf dessen Ergebenheit man gleichwohl rechnet, und nun stellte sich dieser zwischen ihn und sie, seine Würde anzweifelnd, ihn verdächtigend und an Vertrauenswürdigkeit sich selbst über ihn erhebend. Durfte er das wagen, durfte er es?!

Aber da kam ihm in blitzartiger Empfindung die entsetzliche Klarheit, daß der Priester, wenn er auch nur einen Augenblick vergißt, was ihm sein Orden und seine Kirche auferlegt, gerichtet ist.

Er hatte jedes persönliche Recht dahingegeben, er besaß nichts eigenes, er besaß nur die Ueberlegenheit seines Standes, und jenes Geheimnis, die Seelen zu beherrschen, beruhte einzig und allein auf jener höheren Macht, auf jener Unschlbarkeit, die dieser Stand, der übrigen Menschheit zum Trotz, sich selber zuerkant. Wenn er nun fehlte, nicht heimlich mehr, nein offen, und wenn er auch nur mit einem Blick gegen sein Gelübde sich verging, konnte man ihn einem Verbrecher gleich achten, und dieser Arbeiter, dieser Knecht, der alles das durfte, was ihm verboten war, er hatte ein Recht, sich über ihn zu stellen. Wie das seinen Mannesstolz empörte und zugleich den pfäffischen Hochmut in ihm erregte: nein, dieser da sollte das Recht nicht haben. Verächtlich wandte er ihm den Rücken und mit der ihm anezogenen Selbstbeherrschung neigte er vornehm sich Elsa entgegen.

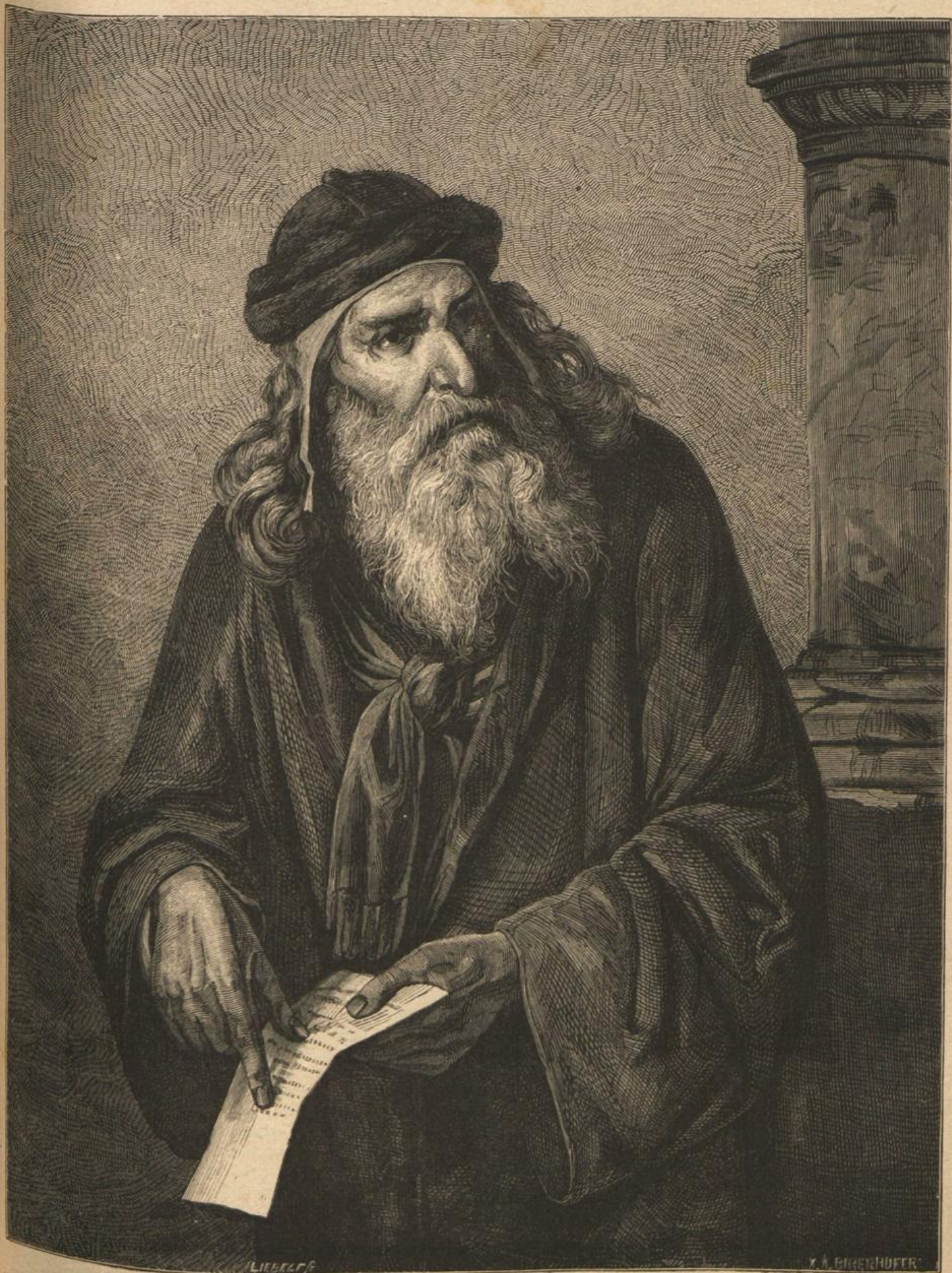
„Sie stehen unter meinem Schutz, Komtesse, und Sie könnten nirgend sicherer sein. Von Zwang ist keine Rede, kann keine Rede sein.“

„Nein“, entgegnete sie in einem eben so vornehmen Ton wie er, „davor schützt mich nach außen das Gesetz, nach innen mein Wille.“

„So ist es. Aber ich dachte, es wäre hohe Zeit, in das Pfarrhaus zurückzukehren, um Ihre Tante zu beruhigen.“

„Sie haben recht.“ Sie ging auf Georg zu: „Ich danke Ihnen, Georg, leben Sie wohl. Hochwürden wird mich geleiten, mit dem nächsten Zuge fahre ich nach Wien zurück, aber ich werde wieder kommen.“ Sie reichte ihm die Hand, wie zur Bekräftigung ihres Versprechens; er berührte sie nur leicht.

Dann ging sie nach dem Tisch und nahm das Buch an sich, auf das Georg mit einem Blick hingewiesen. An der Türe trafen die sich Entfernenden mit der Mutter Hofer zusammen, die neugierig den Kopf hereingesteckt und so Mitzeuge eines Austrittes wurde, von dem sie kein Wort verstand. Nur das eine Wort „Hochwürden“ hatte sie aufgeschnappt und sie sagte sich: Also doch ein geistlicher Herr, schau, schau, vom Gesicht tät er freilich blaslich und geistlich genug ausschau'n, das tät stimmen, aber er hat keine hohen Stiefeln an, das ist der Fehler. Als aber jetzt Cölestin an ihr vorbeikam, machte sie, trotz dieses Fehlers, einen tiefen Knix vor ihm und haschte mit einiger Hastigkeit nach seiner Hand, um sie zu küssen. Aber der Pater



entriß sie ihr und ging an ihr vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Er erreichte mit Elsa die Straße und schritt an ihrer Seite dahin, finster, verstört, vernichtet. Sie war die Freie, sie triumphte, und er fühlte nur die entsetzliche Abhängigkeit, in der er sich befand, die ganze Unnatürlichkeit seiner Knechtschaft.

In geistlicher Gemeinschaft hatte er die Macht gesucht und er hatte dafür seine Kraft, seinen Willen, sein süßestes Mannesrecht dahingegeben, und er mußte nun mehr als ein Mensch sein oder er sank unter den Menschen herab, zum Gespötte aller.

Georg stand an dem kleinen Fenster und sah ihnen nach.

Tausend Gedanken drängten sich in seinem Kopf, schwellten ihm die Brust, erstickten ihn fast.

Mutter Hofer brachte ihm die Suppe.

Sie war ganz fuchsteneiswild. Daß ihr der Vater keinen Segen gespendet, war für sie eine neue Kränkung, die sie ebenfalls dem Georg anrechnete. Wie hatte sich der Bub nur auch benommen, er hatte vor dem geistlichen Herrn gar keine Demut an den Tag gelegt, aber sie wollte ihm dafür jetzt ihre Meinung sagen, und dies gehörig.

Als aber Georg jetzt herbeikam und sich an den Tisch setzte, sah er so sonderbar ernst aus, daß sie sich nicht getraute, auch

nur eines ihrer bösen Worte auf ihn lozzulassen. Scheu und etwas bäuglich sah sie von der Seite nach ihm hin.

Er schlang die Suppe mit Heißhunger hinab, aber er schien nicht zu wissen, was er aß. Und jetzt griff er mechanisch nach dem Rucksack, den sie ihm schon gepackt, nahm Hut und Stod und ging aus dem Hause, ohne der Mutter die Hand gegeben zu haben.

Das hatte er bisher noch nie getan. Es war ein Tag der fortgesetzten Kränkung für die gute Frau.

Er schritt allein in tiefen Gedanken versunken die Serpentine hinan. Er begegnete keinem Kameraden, sie waren alle schon vorangegangen.

Aber im Schlaßsaale des Arbeitshauses traf er mit ihnen zusammen.

Sie standen in Reihen aufgepflanzt vor dem Kreuzifix, das Gebet, das vor jedem Einfahren in den Stollen vorschriftsmäßig geleistet werden mußte, wurde laut gebetet.

„Bete und arbeite“, war hier oben die Devise, und beides unter strengster Disziplin.

Das Stadium der Entwicklung aber, in dem der Arbeiter Georg sich befand, die Stimmung, die er heute mitbrachte, wäre richtiger charakterisirt worden durch den Spruch: „Denke und ertrage!“

(Zortf. folgt.)

Shylok.

Von D. Stern.

(Siehe hierzu Illustration Seite 273.)

Zu den gelungensten und interessantesten Geschöpfen der dichterischen Phantasie zählen zwei wie Licht und Finsternis einander entgegengesetzte unsterbliche Gestalten, welche im Reiche der Poesie auch dann noch fortleben werden, wenn jenes Volkskuriosum, dem sie angehören, seine stammliche und religiöse Sonderstellung längst aufgegeben haben und nur noch der Geschichte angehören wird: Shakespeares Shylok und Lessings Nathan.

Shylok und Nathan! Sie stehen sich gegenüber wie Liebe und Haß, wie Sarastro, der Hohepriester der Humanität, und die rachschnaubende Königin der Nacht in Mozarts herrlicher Tondichtung. Der eine beschränkter Stodjude mit allen seinen widerlichen Eigenheiten, der andere ein weiser Philosoph, ein lebenswürdiger Humanist und Weltreligionsprophet. Der eine voll Rachedurst, unverföhnlich nach dem Blute seines Feindes lechzend, mit dem Todeseisen in der Rechten und dem Schulschein in der Linken; der andere voll reinsten Milde und höchsten Edelmut, Haß mit Liebe, juchbare Verfolgung mit selbst-aufopferndem Wohlthun vergeltend. — Die beiden Dramen, das Hohelied der Freundschaft, wie man Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ nennt, und das Hohelied der Humanität, wie Lessings „Nathan der Weise“ bezeichnet wird, weisen so mancherlei Analogien auf, daß die Vermutung gerechtfertigt erscheint, der um zwei Jahrhunderte jüngere Deutsche habe zu dem abschreckenden Juden des Engländers ein Gegenstück schaffen wollen und es sei ihm bei der Komposition des „Nathan“ der „Kaufmann von Venedig“ besonders lebhaft vorgeschwebt. Dort ein jüdischer Fanatiker, der auf seinem Schein besteht, nach Christenblut lechzt und bei seiner Lösung: das Pfund Fleisch! beharrt; hier ein christlicher Fanatiker, der nach dem Blute des Juden dürstet und dessen Resrain lautet: der Jude wird verbrannt! Bei Shakespeare wird eine jüdische Tochter ihrem Vater und ihrem Glauben treu und geht mit ihrem christlichen Liebhaber durch; bei Lessing schmiegelt sich ein Christenmädchen dem jüdischen Pflegevater mit zärtlichster Liebesinnigkeit an. Bei jenem spielen die drei Kästchen, bei diesem die drei Ringe eine entscheidende Rolle; und so ließen sich noch manche Aehnlichkeiten in den beiden Dramen zeigen.

In einer Hauptsache indessen scheidet die Parallelistrung,

darin nämlich, daß das Lessing'sche Stück eine Tendenzdichtung ist, das Shakespeare'sche nicht. „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Theater, noch ungestört will predigen lassen,“ schrieb Lessing bekanntlich an Elise Reimarus, und an seinen Bruder schrieb er, er wolle mit seinem Stück den Theologen gewiß einen ärgern Pöffen spielen als noch mit zehn Fragmenten. Die Behauptung der Pastoren, das Christentum allein sei fähig, edle Charaktere zu bilden, sollte gründlich widerlegt und das gegen die Juden herrschende Vorurteil, als ob sie sammt und sonders Betrüger, Wucherer und Christenhasser wären, erschüttert werden. Daher schildert er seinen Helden als hochidealen Juden (wozu ihm indes sein Freund Moses Mendelssohn unbewußt Modell gegeben hat). Shakespeare dagegen war es keineswegs darum zu tun, ein jüdisches Scheusal auf die Bretter zu bringen, um das Parterre gegen die Juden einzunehmen. Die Sage, welche ihm den Stoff zu seiner herrlichen Komödie lieferte, entnahm er auch den Juden und verwertete ihn, soweit er für seine poetischen Zwecke brauchbar war; wäre der Shylok der Sage beispielsweise ein Maure gewesen, so hätte ihn Shakespeare sicherlich nicht aus der Moschee in die Synagoge veretzt. Nur wenn man dies im Auge behält, wird man den Shylok richtig beurteilen, dessen Charakter schon vielen Shakespeareologen ein Rätsel war.

Die Sage von der Grausamkeit des Juden, der seinem christlichen Schuldner ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden will, ist eine sehr alte und sie hat schon vor Shakespeare poetische Bearbeitung gefunden, und zwar nicht bloß von Shakespeares Vorläufer Marlowe in seinem „Juden von Malta“. Es existirt eine alte englische Ballade, worin sie in ungeschminktem, treuherzigen Tone vorgetragen wird. Der Jude heißt darin Gernutus. Die eigentliche Quelle, aus welcher Shakespeare geschöpft hat, ist indes ohne Zweifel die italienische Novellensammlung Il Pecorone von Giovanni Fiorentino, die schon im Jahre 1378 geschrieben ist und erstmals in Mailand 1554 gedruckt wurde. — Nun gibt es aber merkwürdigerweise eine andere Sage, worin das Verhältnis zwischen dem Juden und dem Christen gerade umgekehrt ist, indem der Christ dem Juden ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden will. Gregorio Latì erzählt dieselbe in seinem Leben des Pabstes Sixtus V. folgendermaßen.

„Man erhielt zu Rom Nachricht, daß St. Domingo in Hispaniola von Drake eingenommen und geplündert sei und daß er dabei eine unendlich große Beute gemacht habe. Diese Nachricht kam in einem Privatbriefe an Paul Secchi, einen sehr angesehenen Kaufmann zu Rom, der nach diesen Gegenden sehr viele Güter auf Affekuranz ausgeschickt hatte. Sobald er diese Nachricht erhielt, ließ er den Affekurirer, Samson Ceneda, einen Juden, holen, und teilte ihm dieselbe mit. Der Jude, der diese Nachricht gerne für falsch wollte gehalten haben, führte verschiedene Gründe an, warum es nicht möglich sein könnte, und geriet zuletzt in einen solchen Eifer, daß er sagte: ‚Ich will ein Pfund von meinem Fleische darauf verwetten, daß es eine Lüge ist.‘ Secchi, der sehr hitzig war, versetzte: ‚Ich will tausend Kronen gegen ein Pfund von eurem Fleische setzen, daß es wahr ist.‘ Der Jude nahm die Wette an und es wurde sogleich ein schriftlicher Vertrag zwischen ihnen gemacht, daß Secchi, wenn er gewönne, das Fleisch mit einem scharfen Messer aus dem Leibe des Juden, an welcher Stelle es ihm gefiele, heraus-schneiden sollte. Die Nachricht wurde bald darauf als wahr bestätigt und der Jude war ganz außer sich, als er hörte, daß Secchi einen feierlichen Eid getan hätte, er wolle den Vertrag buchstäblich vollzogen wissen. Der Papst erhielt von dieser Sache Nachricht; er ließ beide Parteien vor sich kommen, untersuchte alle Umstände und sagte darauf: ‚Wenn Verträge einmal gemacht sind, so ist es nicht mehr als billig, daß sie auch gehalten werden. Nimm also ein Messer, Secchi, und schneide ein Pfund Fleisch, wo du willst, aus dem Leibe des Juden. Doch raten wir dir, vorsichtig zu sein; denn wenn du nur einen Skrupel mehr oder weniger ausschneidest, als dir gehört, so sollst du ohne Gnade gehängt werden.‘

Da die Eroberung von St. Domingo weit später fällt, als die Erzählung des Florentino, nämlich in das Jahr 1585, so kann diese Erzählung nicht als die älteste angesehen werden. Wohl möglich ist es aber, daß beiden Versionen eine ältere, verloren gegangene Sage zu Grunde liegt.

Es fragt sich nun aber, welche Fassung mag die ursprüngliche gewesen sein, diejenige, worin der Jude dem Christen, oder die, worin der Christ dem Juden ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden will?

Wenn man den Shakespeare'schen Shylok reden hört, so ist man geneigt, in diesem den Typus des mittelalterlichen Stockjuden zu erblicken. Shakespeare, der große Psycholog, der überall die inneren Motive bloßlegt, welche die Handlungen veranlassen („Des Menschen Taten und Gedanken, wißt! Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen. Die innere Welt, sein Mikrokosmos, ist Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen“), dessen Menschen daher Goethe treffend mit Uhren vergleicht, die ein kristallenes Zifferblatt haben, und, indem sie wie andere Uhren richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dies bewerkstelligt wird — hat auch das unmenschliche Beginnen seines Shylok so ausgezeichnet und überzeugend motivirt, daß uns dasselbe im vollen Lichte erscheint. Shylok will an dem Kaufmann Rache nehmen für die Schmähungen und Mißhandlungen, welche der Jude von dem Christen so oft zu erdulden hatte. Als ihn Salvarino fragt: „Was willst du mit diesem Fleische?“ antwortet er: „Fische damit angeln. Sättigt es sonst niemand, so sättigt es doch meine Rache. Er hat mich beschimpft, mir eine halbe million gehindert, meinen Verlust belacht, meinen Gewinn bespottet, mein Volk geschmäht, meinen Handel gekrenzt, meine Freunde verleitet, meine Feinde gesetzt. Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer als ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's auch

darin euch gleich tun. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demut? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was muß seine Geduld sein nach christlichem Vorbild? Ru: Rache. Die Bosheit, die ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muß schlimm hergehen oder ich will es meinen Meistern zuvortun.“ (Beiläufig bemerkt: Wie treffend hat hier der große Dramatiker schon im 16. Jahrhundert die christliche Unduldbarkeit gezeigelt und die sogenannte christliche Liebe gekennzeichnet, und wie töricht ist es, wenn jüdische Skribenten Shakespeare zu den Judenfeinden zählen!) Und da Antonio Geld von ihm borgen will, sagt er:

Signor Antonio, viel und oftmals
Habt ihr auf dem Rialto mich geschmäht
Um meine Gelder und um meine Zinsen;
Stets trug ich's mit geduld'gem Nachsicheden,
Denn Duiden ist das Erbteil unfres Stamms.
Ihr scheltet mich abtrünnig, einen Bluthund
Und speit auf meinen jüdischen Kothor,
Und alles, weil ich nutz, was mir gehört.
Gut denn, nun zeigt sich's, ihr braucht meine Hilfe;
Ei freilich, ja, ihr kommt zu mir und sprecht:
„Shylok, wir wünschten Gelder.“ So sprecht Ihr,
Der mir den Auswurf auf den Bart geleert,
Und mich getreten, wie Ihr von der Schwelle
Den fremden Hund stoßt; Geld ist euer Begehren.
Wie soll' ich sprechen nun? Soll' ich nicht sprechen:
Hat ein Hund Geld? Ist's möglich, daß ein Spiz
Dreitausend Dukaten leihen kann? Oder soll ich
Mich büden und in eines Schuldners Ton,
Demütig wispere, mit verhaltenem Odem,
So sprechen: „Schöner Herr, am letzten Mittwoch
Spiet Ihr mich an; Ihr trachtet mich den Tag;
Ein andermal hießt Ihr mich einen Hund —
Für diese Höflichkeit will ich euch
Die und die Gelder leihn.“

Auf diese Weise hat Shakespeare den Kannibalen der Sage zum Menschen umgestempelt, so daß dessen Handlungsweise nicht bloß vollkommen erklärlich, sondern in gewissem Grade sogar gerechtfertigt erscheint und die Schlußwendung des Dramas sogar unser Mitleid für ihn rege macht. Wer nun aber den geschichtlichen Juden des Mittelalters näher kennt, der wird zwar die mögliche Existenz eines Shylok nicht absolut leugnen können, doch wird er die Wahrscheinlichkeit derselben sehr energisch bestreiten müssen und vollends als typische Figur wird er ihn nimmermehr gelten lassen können.

Die Eier, einem Christen ein Stück Fleisch aus dem Leibe zu schneiden, lediglich um seinen brennenden Rachedurst zu kühlen, liegt dem Anschauungskreis wie dem Naturell auch des mittelalterlichen Stockjuden so fern, daß man wohl behaupten kann, es sei dergleichen ebensowenig jemals vorgekommen, als jemals von Juden ein Christenkind geschlachtet wurde, um dessen Blut zur Bereitung der Osterbrote zu gebrauchen.

Grausamkeit, besonders bei physischen Qualen, ist ein Zug, der mit dem jüdischen Stammescharakter am allerwenigsten vereinbar ist. Jüdischen kann auch der Jude grausam sein, wo irgend ein Vorteil für ihn dabei herauspringt, und der jüdische Wucherer trägt ebensowenig wie der christliche Bedenken, die Opfer seiner ausbeuterischen Habsucht mit empörendster Herzlosigkeit aller Subsistenzmittel zu berauben und der schlimmsten Not preiszugeben. Daß aber gar ein Gläubiger den angebotenen dreifachen Betrag der Schuld zurückweist und sich auf ein Pfund christliches Menschenfleisch kaprizirt, das ist ein so durchaus unjüdischer Zug, daß er allein ausreichen würde, den Beweis zu liefern, daß der Dichter nicht nach dem Leben, sondern nach der Fabel konterteit hat. Was aber diese selbst betrifft, so liegt die Vermutung nahe, daß ihr Held ursprünglich ein Wucherer überhaupt war und daß sie, wie dies ja in Fabeln und Märchen so häufig geschieht, die Unerbittlichkeit und Hartherzigkeit des Gläubigers in hyperbolischer Weise zum Ausdruck bringen wollte. Vielleicht lag ihr ein bildlicher Ausdruck zugrunde, wie auch im Deutschen die Redensart: „Jemand den letzten Blutstropfen abzapsen“ und „Jemand sein Herzblut ausfangen“ so viel heißt als: ihm den letzten Pfennig nehmen. Da aber der Wucherer im Mittelalter die eigentliche Domäne der

Juden war, so wurde bald aus dem Wucherer der Fabel ein jüdischer Wucherer und ein Jude überhaupt.

Originell, mehr geistreich als den Intentionen des Dichters entsprechend, ist die Auffassung H. Heines, und Herr N. Samuely, der diese von Heine selbst wohl nicht ganz ernst gemeinte Auffassung buchstäblich adoptierte, hätte wenigstens so ehrlich sein sollen, in seinem gedruckten Vortrag (Lemberg 1881) den Autor zu nennen, dem er dieselbe entlehnt hat. Shakespeare, meint Heine, hegte vielleicht die Absicht, zur Ergötzung des großen Hausens einen gedrückten Währwolf darzustellen, ein verhaftes Fabelgeschöpf, das nach Blut lechzt und dabei seine Tochter und seine Dukaten einbüßt und obendrein verspottet wird. Aber der Genius des Dichters steht immer höher als sein Privatwille, und so geschah es, daß er in Shylok trotz der grellen Frazenhaftigkeit die Justifikation einer unglücklichen Seite aussprach, welche den Haß des niederen und vornehmen Pöbels nicht immer mit Liebe vergelten wollte. Aber der Genius Shakespeares erhebt sich noch über den Kleinhader zweier Glaubensparteien, und sein Drama zeigt uns eigentlich weder Juden noch Christen, sondern Unterdrückter und Unterdrückte, und das wahnsinnig schmerzliche Aufjauchzen dieser letzteren, wenn sie ihren übermühtigen Quälern die zugefügten Kränkungen mit Zinsen zurückzahlen können. Shakespeare, meint Heine weiter, würde eine Satire auf das Christentum geschrieben haben, wenn er es von jenen Personen repräsentieren ließe, die dem Shylok feindselig gegenüberstehen, aber dennoch kaum wert seien, demselben die Schuhriemen zu lösen. Mit Ausnahme der Porzia sei Shylok die respektabelste Person im ganzen Stück. Er liebt das Geld, er verschweigt nicht diese Liebe, er schreit sie aus auf öffentlichem Markte. Aber es gibt etwas, was er dennoch höher schätzt als Geld, nämlich die Genugtuung für sein beleidigtes Herz, die gerechte Wiedervergeltung unsäglichlicher Schmähungen. Mehr als sein Geld liebt Shylok auch seine Tochter: „Jessika, mein Kind!“ In dieser, welche ihren Vater bestiehlt und verrät, habe Shakespeare keineswegs eine Jüdin schildern wollen (hier hat Heine gewiß vollkommen recht), sondern nur eine Tochter Evas, einen jener schönen Vögel, die, wenn sie flügge geworden, aus dem väterlichen Neste fortflattern zu dem geliebten Männchen. Der wirkliche Grund des Judenhasses im 19. Jahrhundert sei keineswegs ein religiöser, sondern ein wirtschaftlicher. „Aber ist es die Schuld der Juden, daß sich der Geschäftsgeist bei ihnen in so bedrohlicher Weise entwickelt hat? Die Schuld liegt ganz an jenem Wahnsinn, womit man im Mittelalter die Bedeutung der Industrie verachtete, den Handel als etwas Unedles und gar die Geldgeschäfte als etwas Schimpfliches betrachtete und deshalb den einträglichsten Teil solcher Industriezweige, namentlich die Geldgeschäfte, in die Hände der Juden gab, so daß diese, ausgeschlossen von allen andern Ge-

werben, notwendigerweise die raffiniertesten Kaufleute und Bankiers werden mußten. Man zwang sie, reich zu werden und haßte sie dann wegen ihres Reichthums; und obgleich jetzt die Christenheit ihre Vorurteile gegen die Industrie aufgegeben hat und die Christen in Handel und Gewerbe ebenso große Spitzbuben und ebenso reich wie die Juden geworden sind, so ist dennoch an diesen letzteren der traditionelle Volkshass haften geblieben, das Volk sieht in ihnen noch immer die Repräsentanten des Geldbesizes und haßt sie. In der Weltgeschichte hat jeder recht, sowohl der Hammer als der Ambos.“

„Wenn du nach Venedig kommst,“ schreibt Heine ferner, „und über den Rialto steigst, so suchst dein Auge überall den Shylok und du meinst, er müsse dort hinter einem Pfeiler zu finden sein, mit seinem jüdischen Rock, mit seinem mißtrauisch berechnenden Gesicht, und du glaubst manchmal sogar seine kreischende Stimme zu hören: ‚Dreitausend Dukaten — gut! Ich wenigstens, wandelnder Traumjäger, wie ich bin, ich sah mich auf dem Rialto überall um, ob ich ihn nirgends fände, den Shylok. Ich hätte ihm etwas mitzuteilen gehabt, was ihm Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylok zu Paris, der mächtigste Baron der Christenheit geworden und von Ihrer katolischen Majestät jenen Isabellenorden erhalten hat, welcher einst gestiftet ward, um die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu verherrlichen. Aber ich bemerkte ihn nirgends auf dem Rialto und ich entschloß mich daher, den alten Bekannten in der Synagoge zu suchen. Die Juden feierten hier eben ihren heiligen Versöhnungstag und standen eingewickelt in ihren weißen Schaufäden-Talaren, mit unheimlichen Kopfbewegungen, fast aussehend wie eine Versammlung von Gespenstern. Indem ich, nach dem alten Shylok umherpähend, all die blassen, leidenden Judengesichter aufmerksam musterte, machte ich eine Entdeckung, die ich leider nicht verschweigen kann. Ich hatte nämlich denselben Tag das Irrenhaus San Carlo besucht, und jetzt in der Synagoge fiel es mir auf, daß in dem Blick der Juden derselbe fatale, halb stiere, halb unstäbe, halb pflüßige, halb blöde Glanz flimmerte, welchen ich kurz vorher in den Augen der Wahnsinnigen zu San Carlo bemerkt hatte. Dieser unbeschreibliche rätselhafte Blick zengte nicht eigentlich von Geistesabwesenheit, als vielmehr von der Oberherrschaft einer fixen Idee. Ist etwa der Glaube an jenen außerweltlichen Donnergott, den Moses aussprach, zur fixen Idee eines ganzen Volkes geworden, das, trotzdem daß man es seit zwei Jahrtausenden in die Zwangsjacke steckte und ihm die Duche gab, dennoch nicht davon ablassen will — gleich jenem verrückten Advokaten in San Carlo, der sich nicht ausreden ließ, daß die Sonne ein englischer Käse sei, daß die Strahlen derselben aus lauter roten Würmern bestünden und daß ihm ein solcher herabgeschossener Wurmstrahl das Herz zerresse?“

Ein Frauenbild aus dem alten Rom.

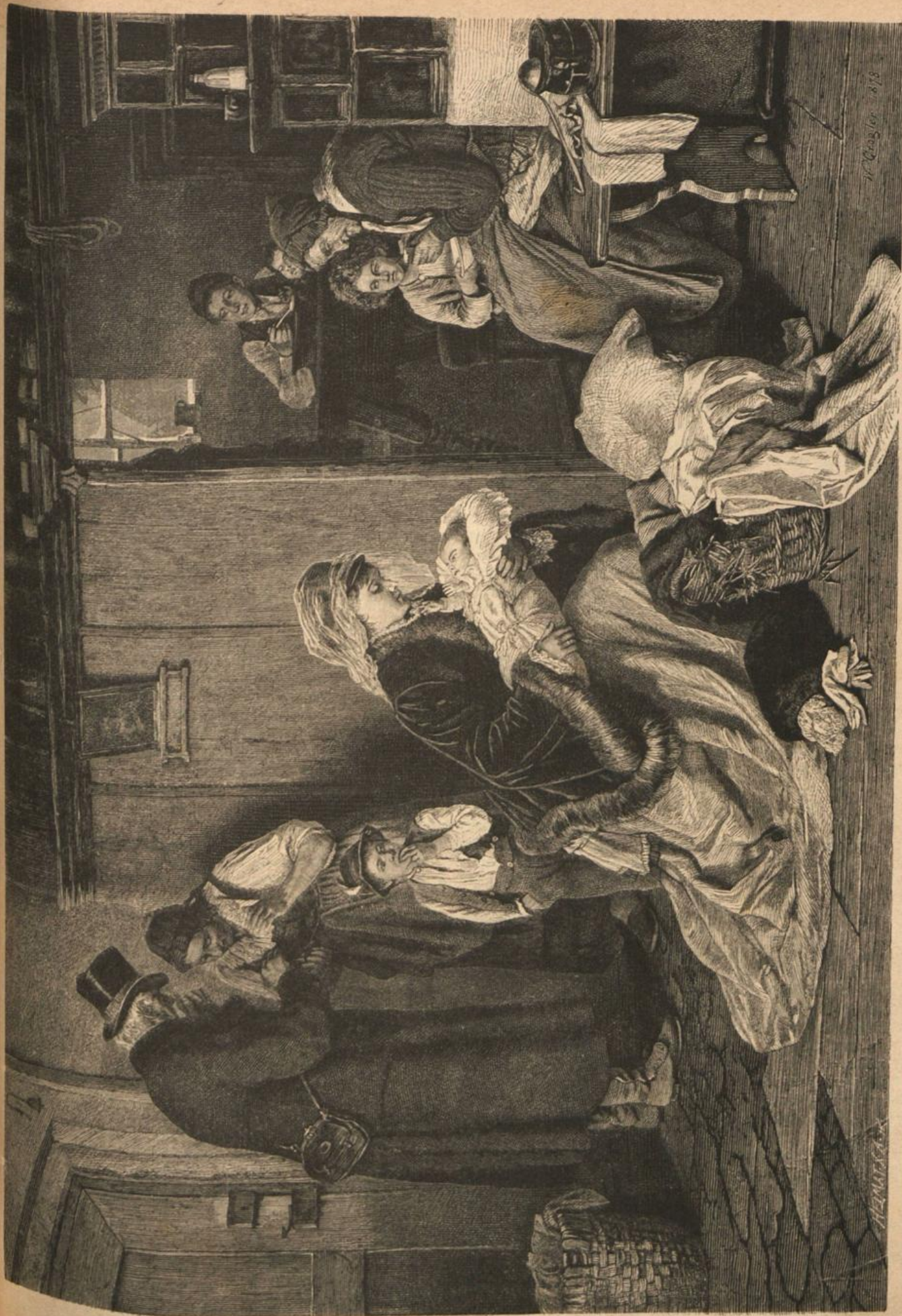
Von Wilhelm Blos.

Wir haben in diesen Blättern eine Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Zustände im alten Rom unter der Herrschaft der Cäsaren in allgemeinen Umrissen gegeben.*) Als Ergänzung dazu wollen wir heute das Bild eines Weibes zeichnen, in dem sich alle Charakterzüge jener entsetzten und verkommenen römischen Gesellschaft vereinigen und das in seiner Macht und seinem Glanze einem jener Insekten gleicht, die zuweilen in bunten Farben schillern und gleißeln, aber doch nur in einer Atmosphäre des Moders und der Fäulnis zu existieren vermögen. Wir meinen Valeria Messalina**), die Gemahlin des Kaisers Claudius, von der die römischen Geschichtsschreiber ein Bild entworfen haben, nach welchem sich in Messalina die hervor-

ragendste Verkörperung sittlicher Verworfenheit in Gestalt eines Weibes darstellt. Es ist möglich, daß es im Cäsarenreich noch verworfenerer Weiber gab, als Messalina, wennschon man sich nur schwer vorstellen kann, wie sie in ihren Lasten noch hätte übertrossen werden sollen. Allein Messalina teilte mit ihrem Gemahl die Herrschaft über das gewaltige Römerreich und so blieb denn die historische Kritik an ihrer Person haften. Niemand ist jemandem von der Geschichte ein fürchtbarer Brandmal aufgedrückt worden, als dieser in Lasten versunkenen schönen Römerin; sie ist durch neunzehn Jahrhunderte typisch geblieben als der Inbegriff menschlicher Schamlosigkeit, und wird es auch noch ferner bleiben; die neuere Geschichtsschreibung hat dies Weib von einigen der dunkelsten Flecken zu reinigen gesucht. Wir werden untersuchen, inwieweit dies gelungen ist. Das Gesamtbild bleibt aber trotz alledem dasselbe.

*) Siehe: „Cäsarismus im alten Rom“ in Nr. 11, S. 250.

**) Porträt der Messalina in Nr. 10, S. 225.



W. Chappell 1878

Das Stoffkind (Seite 290.)

HENNING

Wir stoßen auf den Höhen und in den Tiefen der modernen Gesellschaft fast überall auf Spuren eines bald größeren, bald geringeren Grades von Immoralität, mag sie nun entstehen aus verkehrten Verhältnissen und Gewohnheiten oder mag ihr Ursprung daher zu leiten sein, daß der Mensch in der Zügelung seiner sinnlichen Begierden immer schwach gewesen ist. Aber die moderne Gesellschaft ist der reine Tugendspiegel gegenüber jener sittlichen Fäulnis, die im Reiche der römischen Cäsaren herrschte. Mit den Schätzen des Orients kam auch dessen Ueberfülle von Lastern nach Rom; ja man kann sagen, daß wie die Schätze, so auch die Laster aller Länder sich in Rom konzentrierten. Die Stadt wurde ein Pfuhl der niedrigsten Sinnlichkeit, und was heute nur noch eine verdorbene Phantastie ersinnen könnte, das schritt dort schamlos und öffentlich einher. Hand in Hand ging damit ein Luxus, den man nur dann sich erklären kann, wenn man, wie etwa in den Reden Ciceros gegen den Verres, geschildert findet, wie die Provinzen von den Statthaltern ausgezogen worden sind. Die Verschwendung und Pracht bei den Toiletten der römischen Damen erscheinen uns heute wie orientalische Märchen. Das Leben der vornehmen Römerinnen der Kaiserzeit verfloß in seiner einen Hälfte mit Uebung der raffiniertesten Toilettenkünste*), in der anderen mit den raffiniertesten Ausschweifungen und Schlemmereien. Bei den Römern wurden bald die germanischen Frauen sehr begehrt, die aus den Feldzügen in Deutschland in Masse gefangen als Sklavinnen nach Rom gebracht wurden. Diese blauäugigen und blondhaarigen Geschöpfe wurden den korrumpten und in ihren Ausschweifungen rasch alternden Römerinnen vielfach vorgezogen. Das bewirkte, daß die Römerinnen sich die Haare gelb oder blond färben ließen und in ihrem Neußeren — wie es scheint mit vielem Glück — die germanischen Frauen nachahmten. Im übrigen übertrafen die Damen der römischen Aristokratie an Sittenlosigkeit jene unglücklichen Wesen von heute, bei denen die Sittenlosigkeit die Grundlage des Lebenserwerbs ist. Wenn man wissen will, wie weit damals die Sittenlosigkeit ging, so braucht nur daran erinnert zu werden, daß der römische Senat ein Gesetz erlassen mußte, das den Frauen der römischen Senatoren und Ritter verbot, sich unter die Kontrolle der Sittenpolizei stellen zu lassen. Die aristokratischen Damen pflegten sich nämlich in die Liste der öffentlichen Mädchen aufnehmen zu lassen, um ihren Ausschweifungen ungehindert und ungestraft nachgehen zu können.

In dieser Sphäre war Messalina aufgewachsen. Sie mochte etwa um 24 n. Chr. geboren sein. Ihr Vater, Barbatus Messala, war ein Better des Kaisers Claudius. Die Mutter der Messalina war Domitia Lepida, eine Enkelin des einstigen Triumvir Antonius, des Liebhabers der Kleopatra, dessen Enkel auch Kaiser Claudius war. Diese Domitia Lepida war eine der sittenlosten Frauen Roms; ihre Ausschweifungen waren ebenso groß wie ihre Schönheit. Wenn man bedenkt, daß zu der im höchsten Grade sinnlich angelegten Natur Messalina's noch die Erziehung einer solchen Mutter kam, so begreift man, wie Messalina auf der Höhe ihres Lebensganges das werden mußte, was sie geworden ist.

Der kaiserliche Prinz Claudius war schon viermal vermählt gewesen; doch verließ er drei seiner Frauen, die vierte starb am Hochzeitsstage. Domitia Lepida brachte es dahin, daß er ihre Tochter Messalina als fünfte Gemahlin nahm. Ob sie wohl hoffte, daß ihm der Thron einst zufallen würde? Das sei dahingestellt. Im Jahre 41, als Messalina erst 17 Jahre alt war, wurde der wahnsinnige Despot Caligula ermordet, eine schwache republikanische Bewegung mißlang, und die Prätorianer, die bewaffnete Leibwache des Kaisers, erhoben den damals 51jährigen Prinzen Claudius, wiewohl er sich heftig sträubte, auf den Thron. So ward Messalina mit 17 Jahren Kaiserin, und dies heranschende Glück verließ ihr die Macht, auch ihre verwegensten Phantasien zu verwirklichen.

*) Ueber den Toilettenluxus und die Toilettenkünste der Römerinnen siehe die Satiren des Juvenal (um 100 n. Chr.); deutsche Uebersetzung von Donner (Tübingen 1821).

Claudius war dazu auch ganz der richtige Mann. Er war, wie man sagt, ein gelehrtes Haus, aber ein Schwachkopf, der zwar seine eigenen Launen hatte, aber sich auch sehr gern von den Launen anderer gängeln ließ. Wenn er sich in seinen Reden an den Senat auch über die vielen Arbeiten beklagte, die ihm die Regierung eines so ungeheuren Reiches mache, so blieb er doch ein Bücherwurm, der sich in alte Pergamente vergrub, wenn er nicht schlemmte oder sich mit seinen Frauen und Mätressen belustigte. Die Regierungsgeschäfte übertrug er meistens talentvollen freigelassenen Sklaven, namentlich dem Narcissus, der sein mächtigster Minister ward. Natürlich schrieb man alles, was für die Oeffentlichkeit geschah, dem Claudius zu; so wollte es der herrschende Servilismus. Claudius war ein furchtbarer und unpraktischer Mensch; die Prätorianer mußten ihn förmlich zwingen, die Krone anzunehmen. Er hatte sich bei der Nachricht von der Ermordung Caligula's versteckt, und als ihn ein Soldat hervorzog, fiel Claudius ihm zu Füßen und bat um sein Leben. Als man ihn in eine Sänfte hob und zum Kaiser ausrief, glaubte er immer noch, man führe ihn zur Hinrichtung und jammerte über die Maßzen. Auch das Volk sprang oft übel mit ihm um. Als er einmal kein Brod verteilen ließ, wurde er mitten auf einem großen öffentlichen Platze von der Volksmenge mit alten Brotstücken beworfen*) und kaum konnte er dem Tumult entkommen. Dieser sonderbare Cäsar, der als ein Ritter von der traurigsten Gestalt erscheint, war von großer Figur; er taumelte aber immer wie ein Betrunkener auf seinen Beinen, sein Kopf zitterte anhaltend und bei jeder Anstrengung sehr heftig; er stieß mit der Zunge an und im Zorn trat ihm der Schaum aus Mund und Nase. Er war grausam, mißtrauisch, zuweilen blutdürstig, ausschweifend, schwach, furchtsam.***) Zuweilen wollte er geistreich sein, aber es gelang ihm schlecht. Als einmal im Senat über die Fleischer verhandelt wurde, rief er: „Ich bitte Euch, wer kann denn ohne sein Stück Wurst leben?“ Dieser fade Witz scheint sogar bei seinen servilen Höflingen keinen Beifall gefunden zu haben. Er hat eine Menge von Büchern geschrieben, die verloren gegangen sind. Seine Minister mußten das Volk reichlich mit „Brod und Spieles“ bedenken, und so blieb seine Herrschaft gesichert. Seine erste Regierungshandlung war, daß er den Republikaner Chærea, der den wahnsinnigen Caligula getötet und dadurch den Thron für ihn (Claudius) freigemacht hatte, hinrichten ließ.

So war der Mann beschaffen, unter dem Messalina ihre Treiben begann.

Es liegt auf der Hand, daß die junge Messalina einen Menschen wie den Claudius nicht aus Zuneigung geheiratet haben konnte. Aber nachdem er Kaiser geworden, konnte sie sich sicherlich keinen geeigneteren Mann wünschen, denn seine Schwäche gestattete ihr, ihren Leidenschaften ganz und gar die Zügel schießen zu lassen.

Zur Höhe gelangt, sah sie sich von vielen Feinden umgeben, mitten in einem Gewühl von Intriguen und Verschwörungen, von vielen Seiten bedroht durch die Einwirkungen und Einflüsterungen anderer auf den schwachen Kaiser. Sie wußte sich sieben Jahre zu halten trotz alledem, obschon der Einfluß ihrer furchtbaren Feindin, der Agrippina, der Mutter des späteren Kaisers Nero, bald gegen sie zu wirken begann. Sie suchte sich zunächst der Gunst der einflußreichsten Personen zu verschaffen, was ihr denn auch gelang. Die einen bestach sie mit Geld, den andern, denen dies nicht genügte, gab sie sich einmal preis, wie die alten Schriftsteller erzählen. Nachdem sie einmal die Minister gewonnen, trieb sie einen sehr einträglichen Handel mit Ehrenstellen und Begünstigungen. Sie hatte den Handel dabei billig zu sein, so daß die Römer sagten, man könne jetzt für einige Glascherben römischer Bürger werden. Auch einige Verschwörungen ließ sie entdecken, um die Güter der Verurtheilten

*) Siehe Sueton, Leben des Claudius.

**) Adolf Stahr in seiner geistvollen Schrift „Agrippina, die Mutter Neros,“ sucht den Claudius als einen „gütigen Herrn“ hinstellen. Nach den einstimmigen Schilderungen der antiken Schriftsteller war das nur Schwäche, was Stahr als Güte bezeichnet.

an sich zu ziehen. Ihre Stellung war sehr bald befestigt. Sie lehnte zwar aus scheinbarer Bescheidenheit einige Titel, z. B. den einer Augusta ab, aber sie ließ sich einen prächtigen Staatswagen vom Senat schenken mit dem Recht, ihren Gemahl auf seinen Triumphzügen zu begleiten und bei öffentlichen Festen an des Kaisers Seite das Ehrenpräsidium mit zu führen. Ihre Macht hatte den Höhepunkt erreicht, nachdem sie zwei Kinder geboren hatte, die Claudius als die seinigen anerkannte. Es waren Britannicus, der nachher von seinem Stiefbruder Nero ermordet wurde, und die unglückliche Octavia, die, in diesen Zeiten ein züchtiges und sittenreines Weib, die Gattin des verworfenen Nero werden mußte, der sie verstieß, verbannte und zuletzt töten ließ.

Auf der Höhe ihrer Macht gab sich Messalina jenen Ausschweifungen hin, über welche die römischen Historiker berichten. Tacitus, Suetonius und Dio Cassius sind einstimmig darin; der ältere Plinius und der Satiriker Juvenalis sind dabei so sehr ins Detail gegangen, daß man, was sie berichten, hier nicht wiedergeben kann. Wir wollen das, was hier wiedergegeben ist, erst anführen und dann auch die Einprüche eines neueren Kritikers berücksichtigen. Wir wollen aber auch bemerken, daß Tacitus ausdrücklich zu seinen Berichten von dem Treiben der Messalina hinzufügt: „Ich erdachte nichts, sondern erzähle nur, was die Zeitgenossen Messalinas erzählt und aufgezeichnet haben.“

Nach Tacitus grenzten die sinnlichen Begierden Messalinas an Raserei.*) Die Zahl ihrer Liebhaber war so groß, daß sie in die Tausende hinein lief! Sie wechselte oft in vierundzwanzig Stunden mit ihren Günstlingen, zu denen so ziemlich alle Männer zählten, die mit ihr in irgend welche Verührung kamen. Aerzte, Schauspieler, Soldaten, Diener, Freigelassene, Sklaven, Priester, Schwarze und Weiße — alle konnten sich ihrer Gunst rühmen. Man erzählt, daß sie Nachts, nur von einer Dienerin begleitet, die Höhlen des Lasters aufsuchte, um dort mit den verworfensten Dirnen zu wetteifern. Nicht genug damit, zwang sie auch andere römische Frauen, und zwar solche aus den ersten Familien, es ihr gleichzutun. Wenn sie ihre Augen auf einen Mann geworfen hatte, so konnte dessen Gattin in fast allen Fällen sicher sein, daß sie dem Tode verfallen war. Mnestor, ein beliebter Schauspieler seiner Zeit, der später mit ihr hingerichtet wurde, weigerte sich lange, ihren Nachstellungen nachzugeben. Da erwirkte sie vom Kaiser einen Befehl, daß Mnestor ihr in allen Stücken bei Todesstrafe gehorchen müsse; darauf befahl sie ihm, ihren Wünschen nachzukommen, und er mußte gehorchen. Er hatte sich geschent, weil es gefährlich war, sich mit ihr einzulassen. Nicht bei allen, die ihre Sinnlichkeit entzündeten, machte es Messalina so. Viele schöne junge Männer wurden einfach mit Gewalt zu ihr gebracht, worauf sie dieselben behielt, so lange es ihr gefiel, und sie dann wieder entließ. Ihr eigner Stiefvater mußte erfahren, wie gefährlich es war, sie zu verschmähen oder ihr nachzugeben. Und dabei klagte sie noch andere — wegen Ehebruchs an und ließ sie verurteilen. So geschah dem Plantius Lateranus, der wegen Ehebruchs von ihr seiner Aemter entsetzt wurde. Am niederträchtigsten verfuhr Messalina aber in dem Prozesse von Valerius Asiaticus. Es vereinigten sich eben in ihr grobe Sinnlichkeit, Grausamkeit und Habgucht.

Valerius Asiaticus besaß die prachtvollen Gärten des Lucullus, dessen Name als der des größten Schlemmers aller Zeiten für die Jahrhunderte aufbewahrt worden ist. Messalina wollte diese Gärten gern um jeden Preis in ihren Besitz bekommen, und so klagte sie den Valerius Asiaticus der Verschwörung und — des Ehebruchs an. Sie war selbst zugegen, als er verhört wurde und vergoß Tränen bei seiner Verteidigung. Als sie aber hinausging, ermahnte sie den Richter leise, den Angeklagten um keinen Preis freizusprechen. Man tat ihr natürlich den Gefallen; Valerius Asiaticus wurde verurteilt und hingerichtet,

und sie konnte die berühmten Gärten des Lucullus in Besitz nehmen.

So trieb sie es durch volle sieben Jahre, und das entartete sklavische Römertum nahm diese Exzesse hin, ohne zu murren. Und was tat der Kaiser? Nun, sie bezauberte ihn durch die Liebenswürdigkeit und Schönheit, welche sie ihm gegenüber zu entfalten verstand; sie hatte ihn sorgfältig mit einem Kreise von zuverlässigen Personen umgeben, so daß keine Beschwerde zu ihm gelangen konnte, ehe sie durch ihre Hand gegangen war, und im übrigen bekümmerte sich der Schwächling auf dem Throne nur um seine Mahlzeiten, seine Circusspiele, seine Mätressen und vergrub sich in seine gelehrten Arbeiten und Studien.

Aber das alles langweilte endlich dies dämonische und verworfene Weib. Die Furcht vor ihr war so groß, daß man ihre Verbrechen auch als Betätigung von Tugenden pries. Auch das war ihr nicht interessant genug. „Die Leichtigkeit des Ehebruchs ward ihr zum Ekel,“ sagt Tacitus; „nur die Größe der Infamie war ihr Wollust.“ Und so schritt sie denn zu jener merkwürdigen That, welche allen ihren Ausschweifungen die Krone aufsetzte, aber auch ihren Sturz herbeiführte.

Ein junger römischer Aristokrat, Cajus Silius, galt für den schönsten Mann in Rom, und da konnte es nicht fehlen, daß Messalina alsbald in Leidenschaft für ihn entbrannte. Zwar war er schon mit Junia Silana verheiratet, allein das verhehlte ja natürlich gar nichts. Ihre Leidenschaft für Cajus Silius ward so heftig, daß sie an keinen anderen mehr dachte; sie wollte ihn für sich ganz allein haben, und so bewirkte sie, daß er von seiner Gattin geschieden wurde. Dem Silius war gar nicht wohl bei dem ganzen Abenteuer; er war mit seiner Frau glücklich gewesen und scheint auch nicht so tief gesunken gewesen zu sein, wie so viele seiner Zeitgenossen. Allein er wußte auch, daß er nur die Wahl hatte, die Werbungen Messalinas anzunehmen oder von ihrer mächtigen Hand zu fallen. Wählte er aber Messalina, so hatte er Aussicht, seine Leben noch eine zeitlang genießen zu können. Und darum tat er es, was man bei einem jungen Mann unter den damaligen Verhältnissen begreiflich finden darf. Messalina war entzückt von ihm; sie hielt das Verhältnis nicht etwa geheim, sondern kam öffentlich mit großem Gefolge zu ihm; sie schenkte ihm große Güter und gab ihm hohe Ehrenstellen, machte ihn auch zum Consul. Es wurden Gelage in seinem Hause gehalten und oft war der ganze Haushalt des kaiserlichen Hofes dort zu sehen.*) Und nun kam das Merkwürdige: Silius und Messalina beschloßen, sich mit einander zu vermählen. Tacitus erzählt, dem Silius sei das Verhältnis unheimlich geworden, und er hätte darauf gedrungen, ein baldiges Ende zu machen, d. h. des Kaisers Tod nicht abzuwarten, sondern ihn zu stürzen. Messalina habe sich erst geweigert, allein sie habe befürchtet, Silius, durch sie zum Thron gelangt, würde sie dann bei Seite setzen, und so habe sie einwillig, ihn zu heiraten. „Sie trug,“ sagt Tacitus, „ein heftiges Verlangen, die Gattin ihres Buhlers zu heißen, weil sie die Größe der Berruchtheit reizte.“

Und so geschah die verhängnisvolle Verbindung. Claudius hatte eine Reise nach Ostia, dem Seehafen Roms, unternommen; Messalina war in Rom geblieben. Dort wurde denn auch ihre Vermählung mit Silius in aller Form vollzogen. Die Trauung war öffentlich, der Ehekontrakt ward aufgesetzt und Silius lebte mit seiner jungen Gemahlin in dem prächtigen Palaste, den sie ihm geschenkt. Messalina, der doch vor drohendem Unheil bangte, wollte genießen. Ihr Lebenswandel blieb derselbe wie zuvor. Man veranstaltete um die Mitte des Oktober (des Jahres 11—8) ein Erntefest. Die Weinlese wurde dargestellt. In den Gärten wurden Trauben gekeltert, und die Frauen Messalinas, mit Tierfellen sehr ungenügend bekleidet, stellten Bacchantinnen dar. Es

*) Man hat bei ihr, wie bei Katharina II. von Rußland, von einer tranthaften Sinnlichkeit gesprochen.

*) Wenn Stahr meint, Messalina sei keine Verschwenderin gewesen, so dürften die eben angeführten Thatfachen, die bei Tacitus und Dio Cassius zu finden sind und die Stahr auch reproduziert, die Kaiserin nach dieser Seite hin doch auch in kein günstiges Licht stellen.

war eine wilde Orgie. Silius und Messalina waren natürlich die Hauptpersonen. Mit Ephen bekränzt schritten beide einher, Messalina hochgeschürzt mit flatterndem blonden Lockenhaar und um das schon dem Tode geweihte Paar schwärmten Genossen und Genossinnen in trunkenen Lust. Einer erstieg einen Baum und blickte weit hinaus; als man ihn frag, was er sehe, antwortete er scherzend: „Ein schweres Unwetter kommt von Ostia heran!“ — Der Scherz ward blutiger Ernst, das Unwetter kam — denn gleich darauf meldeten Eilboten, daß Kaiser Claudius von Born entbrannt von Ostia heranziehe, um die Teilnehmer des Festes zu bestrafen.

Die Gäste stoben in wahnsinnigem Schreck auseinander. — Die Mehrzahl derselben wurde in den nächsten Stunden schon verhaftet und in Ketten gelegt. Messalina aber stoh in die Prachtgärten des Lucullus, die sie dem Valerius Asiaticus in so schändlicher Weise abgenommen hatte.

Welche Veränderung war mit Claudius vorgegangen, der sieben Jahre lang widerstandslos sich von Messalina wie ein Sklave hatte beherrschen lassen?

Dem Narcissus, dem mächtigen Minister des Kaisers, war die Verbindung der Messalina mit Silius gefährlich erschienen. Er fürchtete — und offenbar nicht mit Unrecht — eine Palastrevolution, die ihn vernichten konnte. Darin bestärkte ihn Agrippina, die Mutter Nevos, die schon lange im Geheimen gegen Messalina Ränke gesponnen. Narcissus handelte rasch und entschlossen. Er ließ dem zu Ostia über seinen Büchern brütenden Kaiser durch zwei von dessen Mätressen die Einflüsterung beibringen, Messalina und Silius wollten ihn vom Thron stoßen. Der Schwächling ward von einer grenzenlosen Furcht befallen, versteckte sich und fragte zitternd, ob er denn noch Kaiser und Silius noch Privatmann sei. Da erschien als Retter in der Not Narcissus und führte den jammernden Kaiser nach Rom, um die Verschwörer zu be-

strafen. Nun begannen auch die Anhänger der Messalina ihre Patronin zu verlassen.*)

Inzwischen hatte Messalina die Gefahr erkannt, die sich über ihrem Haupte zusammenballte. Sie entschloß sich, zu handeln und ihren alten Einfluß auf den schwachen Kaiser geltend zu machen. Zu diesem Zwecke nahm sie ihre Kinder Britannicus und Octavia und eilte dem Claudius auf der



Straße nach Ostia entgegen; zugleich bat sie die Vorsteherin der vestalischen Jungfrauen, bei Claudius Fürsprache für sie einzulegen, was die Vorsteherin denn auch versprach.

*) Ein widerwärtiges Beispiel davon ist Vitellius, der Vater des späteren Kaisers, der sich die Gnade erbeten hatte, der Messalina die Schuhe ausziehen zu dürfen, wenn sie sich auf das Polster zur Tafel niederlegte. Er trug einen ihrer kleinen Schuhe beständig auf seinem Herzen und küßte ihn häufig. Dieser Beß war der erste, der Messalina im Stiche ließ.

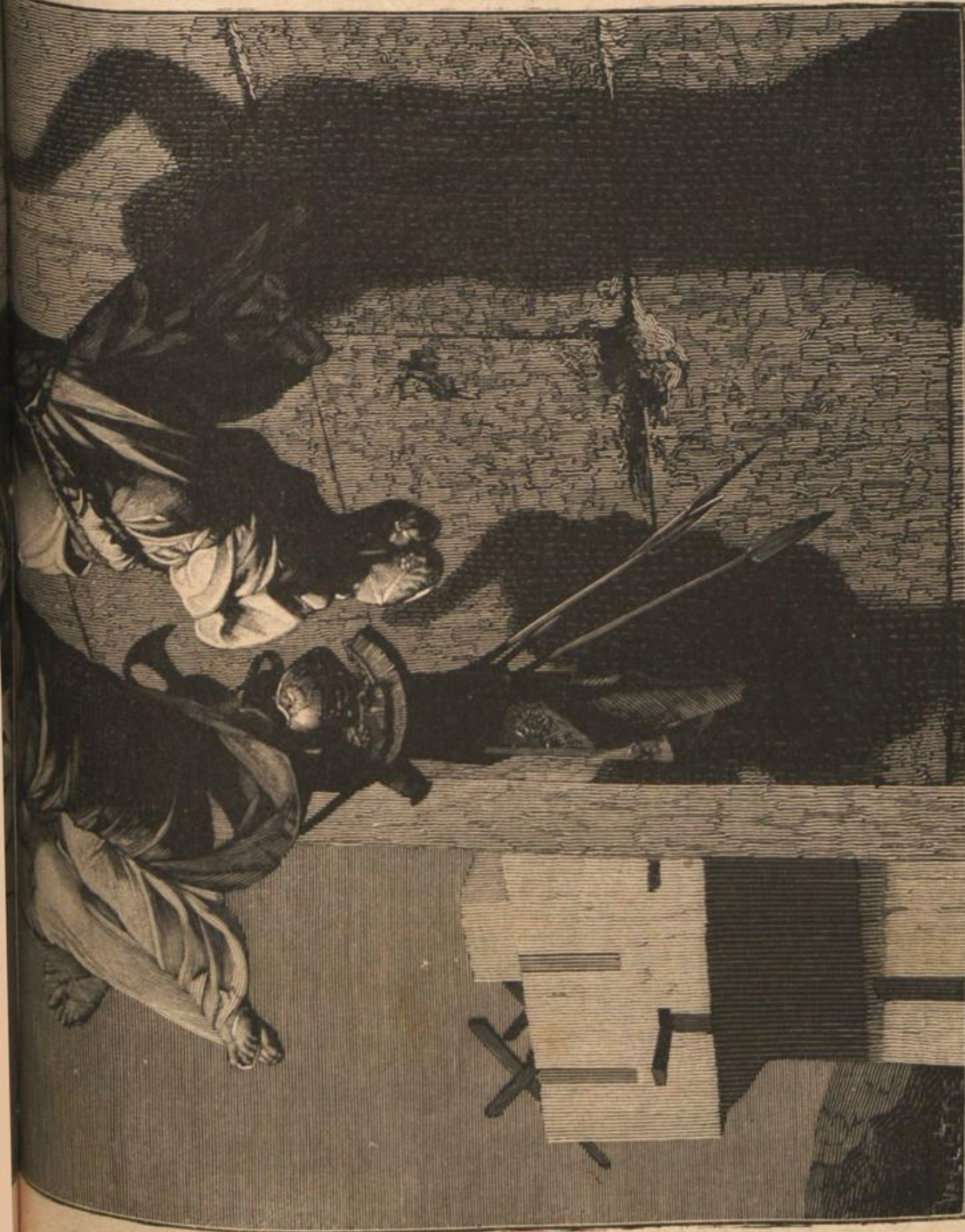
Man begann Messalina schon von allen Seiten zu verlassen; sie hatte nur drei Getreue noch um sich und mußte den langen Weg durch die Stadt bis zum Ostiator zu Fuß zurücklegen. Am Thor traf sie einen Mistwagen, und auf diesem traurigen Gefährt fuhr die eben noch so mächtige Kaiserin ihrem Gemahl entgegen. Welcher Gegensatz zu dem ihr vom Senat eigens bewilligten prächtigen Staatswagen! Als sie Claudius traf, rief sie

hatte, handelte rasch. Man versicherte sich der Garden und diese verlangten Bestrafung der Verschwörer. Sie ward ihnen gewährt. Silius ward verhaftet. Er verzichtete auf jede Verteidigung und bat um schnellen Tod, worauf er sofort hingerichtet wurde. Mit ihm starben sieben römische Ritter und jener Schauspieler Mnestor, der zwangsweise zum Liebhaber der Messalina gemacht worden war. Er berief sich umsonst auf den

oben erwähnten kaiserlichen Befehl.

Claudius war inzwischen in seinen Palaß eingezogen und hatte dort gut getafelt, was sein Hauptvergnügen war. Er ward milder gestimmt und man hörte, wie er zu seinem Kammerdiener sagte, er solle zu Messalina gehen und „der armen Frau“ sagen, sie möge anher kommen und sich vor seinem Angesicht rechtfertigen. Aber dahin ließ es Narciss nicht kommen. Er schickte einen Gardeoffizier mit einem starken Trupp Soldaten nach den Gärten des Lucullus, wo Messalina in Todesangst sich aufhielt. Er befahl dem Offizier, die gestürzte Kaiserin zu töten; der Kaiser wolle es. Die Truppen marschirten ab. Bei Messalina war ihre Mutter, die ihr zuredete, sich zu töten, da sie doch verloren sei. Messalina gab sich einige unsichere Stiche, aber sie verletzte sich nur leicht. Da drangen die Mörder herein und der Offizier stieß ihr sein Schwert durchs Herz. Ihre unglückliche Tochter

Die Belagerung von Athen: Die Flucht. (Seite 289.)



sein Mitleid für ihre Kinder und seine Gnade an. Aber Narciss verklagte mit großem Geschrei den Verschwörer Silius bei dem Kaiser und überreichte ihm Papiere, in welchen Beschuldigungen gegen Messalina enthalten waren. Claudius vertiefte sich sofort in diese Papiere und hörte Messalina nicht an. Darauf kam die Vorsteherin der vestalischen Jungfrauen und bat für Messalina. Claudius versprach ihr, er wolle Messalinas Rechtfertigung hören. Damit zog denn auch die Vestalin ab. Aber Narcissus, der den Kaiser nun ganz in seiner Gewalt

ter Octavia konnte nimmer den Anblick der im Blute schwimmenden Mutter vergessen.

So hatte Agrippina gesiegt. Sie ward bald darauf Kaiserin und ermordete ihren Gemahl mit vergifteten Pilzen;* sie ließ auch wahrscheinlich den Narciss ermorden und wurde dann von

*) Nero machte dazu den frivolen Witz, die Pilze seien ein göttliches Gericht, denn sie hätten Claudius zum Gott gemacht. Die römischen Kaiser wurden bekanntlich nach ihrem Tode häufig von ihren Sklavenseelen „unter die Götter versetzt“.

Das große hohle Auge des Kranken starrte während dieser Erzählung, die er mühsam und stockend hervorbrachte, unverwandt auf die Bettdecke, zwei unheimliche Rosen erblühten auf seinen Wangen und um den Mund zuckte es wie von verhaltenen Tränen.

Klara fühlte sich bis in die innerste Seele ergriffen. Sie wagte kein Wort zu erwidern, sie konnte ihm nur stumm die Hand drücken.

Ein zitternder Seufzer rang sich aus ihrer Brust.

„Du wirst unser guter Engel sein,“ stieß er nach einer Weile hastig hervor. „Ich weiß, ich fühle es. Du wirst alles ebnen, wirst System und Ordnung in das Ganze bringen. So kann es ja auch nicht weiter gehen. Franz ist viel zu generös und unpraktisch. Er ist ebenso wenig ein Finanzgenie wie ich!“ lächelte er. „Das ist das einzige, was wir miteinander gemein haben. Sonst steht er hoch über mir an Bildung und Geist und Charakter. Ich weiß es, ich weiß es,“ wehrte er die Einsprüche der Schwägerin ab. „Es hat mir besonders an Charakter gefehlt — sonst — sonst wäre es mit mir nicht so weit gekommen.“

Sein Ton war bis zum Flüstern herabgesunken und das bisher siebertrockene Auge erglänzte von einer schweren Träne.

Auch Klaras Augen feuchteten sich. Da wurde die Tür des anstoßenden Gemaches geöffnet und Gertrud kam in eleganter modischer Toilette hereingehüpft. Als sie die beiden so ernst und stumm sah, blieb sie betroffen stehen, aber Reinhold kam ihrer üblen Laune zuvor, indem er seinen Beifall über ihren neuen Puz aussprach, in welchen Klara sofort einstimmt.

„Ich mußte das Kleid doch endlich einmal anziehen,“ rief sie halb schmallend, halb sich entschuldigend. „Franz hat schon mehrmals danach gefragt. Es ist nämlich ein Geschenk von ihm. Aber du bekommst ein eben solches, Klärchen. Sei ganz still. Ich acceptirte es nur unter der Bedingung.“

Klara war feuerrot geworden, aber sie lächelte und sagte ohne irgend welche Verletztheit zu zeigen, daß sie keine Modedame zu werden beabsichtige und eines sich nicht für alle schide. Dann verabschiedete sie sich von Reinhold mit einem herzlichen Händedruck.

Das Verhältnis zwischen diesem und seiner Schwägerin war mit dieser ersten Unterredung für alle Zeit festgestellt. Es war eines, welches sich von der einen Seite auf felsenfestes Vertrauen, von der andern auf innigstes Mitleid gründete. Solch einer Seele hatte Reinhold bedurft, eines so klaren, ruhigen, harmonischen Wesens, an welchem er Halt und Stütze finden konnte. Die Unruhe und wechselnde Stimmung seiner Frau waren ihm in der letzten Zeit zu einer wahren Hölle geworden, wiewohl ihr reizendes Aeußere und, wenn sie in guter Laune war, ihre Liebkosungen und Schelmereien ihn noch immer entzückten. Ihre Macht über sein Herz besaß sie noch voll, aber sein Geist fing an, sich von ihr loszulösen. Der Ernst, welcher ihn angesichts des Todes zu erfüllen begann, fand bei ihr keinen verwandten Ton. Hoffte sie noch immer, oder war sie wirklich so ganz frivol, auch jetzt noch Wert auf äußern Tand zu legen? In diesem schmerzlichen Zweifel hatte er über ihren Charakter nachzudenken begonnen, und was er herausstudirt, hatte ihn täglich trauriger gemacht. Wie anders Klara! Sie war nicht schön, nicht liebreizend wie Gertrud. Ihre Gesichtszüge gehörten zu denjenigen, die erst durch die Reflexe des Geistes und Gemüths Charakter und Anmut gewinnen. Sie hatte eine wohlgebildete Gestalt; Kenner bewunderten sogar Einzelheiten derselben, z. B. die Linie, die Kopf und Nacken verband, die Form und Kleinheit ihrer Hände und Füße. Reiches blondes Haar umrahmte das schmale etwas blasse Gesicht. Das Schönste an ihr war die Ruhe und Milde, die sich in ihren Worten und Bewegungen kundgab. Schon ihre Stimme hatte sofort eine beschwichtigende Wirkung auf Reinhold ausgeübt.

In den ersten Tagen ihrer Anwesenheit konnte sie sich dem Kranken nur wenig widmen. Er selbst, sowie seine Frau und Franz drangen darauf, daß sie die Residenz, wenn auch nur im allgemeinen, kennen lerne. Da Reinhold sich wohler als

früher fühlte und nicht beständig jemand um sich brauchte, so fuhren alle drei zu den lebhaftesten Tageszeiten in die Stadt und nahmen die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten in Augenschein. Klara fühlte sich von der Menge der neuen Eindrücke ermattet und bei dem Gedanken an den einsamen Kranken von geheimer Angst gequält. Sie trieb beständig nach Hause, während Gertrud sich den langentbehrten Zerstreuungen rücksichtslos hingab, und Franz schien auf diesen Exkursionen auch ganz aufzuleben. Ueberhaupt, was hatte die große Stadt aus ihm gemacht? Er, der Mann des Studiums und der Feder, war jetzt unaufrichtig in Bewegung. Wenn er nicht ausging, plauderte er mit den Frauen, und alle Tage brachte er ein neues Vergnügen in Vorschlag. „Die hübsche junge Schwägerin tut ihm leid,“ dachte Klara. „Er will sie zerstreuen. Es ist brav von ihm. Wenn er mich nur zuhause ließe.“

Eines Tages setzte sie es denn auch durch, daß man ohne sie etwas unternahm. Mit ihrem Arbeitskörbchen und einem Buche ließ sie sich am Bette des Kranken nieder — um abwechselnd ihm vorzulesen und mit ihm zu plaudern. Reinhold hatte lange keine so behaglichen Stunden gehabt.

Während dessen schwärmten die beiden anderen umher. Sie wollten in eines der Theater. Aber noch war es zu früh und so machten sie in einem fashionablen Kaffee Station. Franz war im Grunde etwas verstimmt. Warum war Klara nicht mitgekommen? Was war das für eine Spießbürgerlichkeit, durchaus daheim bleiben zu wollen?

„Deine Frau ist eine echte Provinzlerin,“ kam Gertrud seinen Gedanken entgegen, als sie ihn stumm und mit aufgestützten Ellenbogen seiner Gewohnheit gemäß an seinem Schnurrbart drehen sah. Er sah sie überrascht an, daß sie so in seinen Gedanken gelesen. „Wie kommst du darauf, und warum Provinzlerin?“ fragte er ein wenig kurz.

„Nun, daß sie sich nicht in das Leben der Großstadt finden kann, keinen Geschmack an ihren Genüssen findet. Denn mit Reinhold steht es doch nicht — steht es doch nicht so schlecht, als daß es wirklich der Grund ihrer Weigerung, uns zu begleiten, sein könnte.“

„Es ist ihre übergroße Gewissenhaftigkeit. Indessen, weißt du, Trudchen, ein so großer Mangel ist es nun gerade auch nicht, wenn man dem oberflächlichen Treiben der Großstadt keinen Geschmack abgewinnen kann.“ Es verdross ihn doch etwas, seine Frau verkleinern zu hören.

„Gewiß nicht. — Wie hast du denn eigentlich deine Frau kennen gelernt?“

Auf einer Reise in Oberitalien. Ach, das waren köstliche Tage dort an den herrlichen Seen. Da ist man sehr disponirt sich zu verlieben, besonders wenn man eine hübsche junge Landsmännin trifft.“

„Hübsch?“ stieß Gertrud hervor. „Kann Klara je hübsch gewesen sein? Ich meine,“ lenkte sie ein, da Franz sie verwundert ansah, „wirklich hübsch. Ganz nett vielleicht, das glaube ich — aber hübsch!“

„Ist Klara nicht noch eine hübsche Frau? Du findest es nicht?“

Sie schüttelte nur langsam den Kopf, indem sie ihre schwelenden roten Lippen aufwarf. „Aber,“ rief sie dann plötzlich und nahm eine Miene sittlicher Würde an, „das ist ja ganz gleich, Sie ist so gut, so verständig, so pflichttreu —“

„Ja, ja, diese Pflichttreu. Sie ist eine Fanatikerin der Pflicht. Aber das ist's, was ich am wenigsten an ihr liebe. Die Pflichttreu der Frauen hat für uns Männer nichts besonders Liebenswürdigen. Aber nun ist es Zeit, daß wir aufbrechen. Komm, kleiner Kamerad. Du bist keine Fanatikerin der Pflicht, aber dennoch nicht pflichtvergessen. Bei Leibe nicht. Es ist mein voller Ernst. Du willst dich aber auch amüsiren. Das ist dein Recht. Fröhlich Gemüt, geundes Geblüt. Und nun vorwärts.“

Gegen zehn Uhr verließ Klara den Kranken, nachdem sie ihn mit allem für die Nacht Erforderlichen versehen hatte. Sie ging nun daran, das Abendbrod für ihre Vergnüglinge zu be-

forgen, die sie spätestens um halb elf zurückwartete. Ein appetitliches Kalbskotelette mit Pilzen geschmort, ein Gericht, welches Franz besonders liebte, wurde vorsorglich warm gestellt, der Tisch mit kaltem Fleisch, Butter, Käse, Eiern besetzt. Aber es wurde elf und halb zwölf und die Erwarteten kamen nicht. Das Theater mußte doch längst aus sein. Sollte Reinhold wirklich Recht gehabt haben, als er meinte, sie würden nicht direkt heimkommen, sondern unterwegs zu Nacht essen? Mit den Sitten der Stadt unbekannt, hatte sie das für so undenkbar gehalten, daß sie es kaum für Ernst genommen. Und wenn es tausendmal Sitte war, nach dem Theater zu soupieren, Franz wußte doch, daß sie ihn erwartete; daß sie sich auf seine Heimkehr freute und auf die gemüthliche Stunde, die sie nun alle drei zusammen genießen würden. Und sie waren ja schon lange vor dem Theater fort. Es könnte des Schwärmens doch wahrlich genug sein. Dazu der totfranke Mann. Wie konnte Gertrud das übers Herz bringen und Franz diese Gewissenlosigkeit unterstützen — diese Lieblosigkeit! Ja, das war es: lieblos, herzlos. Klara faßte eine recht übele Stimmung von ihrer Schwägerin.

Zwölf Uhr. Jetzt hörte sie Tritte auf der Stiege. Endlich, sie waren es. Sehr angeregt, wenn auch aus Rücksicht auf den Kranken leise sprechend, traten beide in den Flur und bald darauf ins Zimmer, wo sie Klara vor dem gedeckten Tische sitzend fanden. Die kleine Schwägerin brach bei dem Anblick in ein übermüthiges Gelächter aus. Wie, die gute Klara hätte gemeint, daß sie den weiten Weg aus dem Theater machen würden, ohne sich unterwegs zu restauriren? Quelle idée! Auch Franz machte Klara in etwas ärgerlichem Tone Vorwürfe darüber, daß sie mit dem Essen auf sie gewartet hätte. Er hätte es ihr freilich sagen sollen, aber sie hätte es sich auch denken können. Klara wußte nicht, was sie mehr verletzte, das Gelächter der Schwägerin oder die Worte ihres Mannes. Sie hatte dergleichen Tadel nie von ihm erfahren. Die große Stadt hatte ihn sehr verwandelt. Sonst nur Liebe und Rücksicht, war er jetzt das gerade Gegenteil.

„Reinhold hat mich wohl darauf aufmerksam gemacht, ich habe es aber nicht glauben wollen,“ sagte sie gekränkt und begann die Speisen abzutragen.

„Siehst du, siehst du, Franz, sie kann sich in das großstädtische Leben nicht finden,“ rief Gertrud und richtete sich gestikulirend in dem Lehnstuhl, in den sie sich geworfen hatte, auf.

Klara hörte aus diesen Worten mit Erstaunen heraus, daß sie in eigentümlicher Weise der Gegenstand des Gesprächs zwischen ihrem Manne und Gertrud gewesen sein mußte, und im höchsten Grade verletzt, zog sie sich in ihr Schlafzimmer zurück, wo sie den mühsam zurückgehaltenen Tränen freien Lauf ließ.

III.

Die sonnigen Tage, welche auf die langen Regenwochen gefolgt waren, hatten wieder trübem Wetter platz gemacht. Der September schien keinen Ersatz für den verlorenen Sommer bringen zu wollen. Es stürmte und regnete wie im April. War es nur das böse Wetter mit seiner üblen Wirkung auf den Kranken oder die Verstimmung, welche jener Theaterabend zur Folge gehabt hatte, genug, es wurden von keiner Seite neue Vergnügungen in Anregung gebracht. Man lebte in beklommenem, unbehaglichen Zustand die trübigen Tage dahin, immer auf eine Katastrophe gefaßt, deren Eintritt jedoch ganz unberechenbar war. Die Lebensflamme Reinholds flackerte hin und her, brannte hell auf, um bald darauf wieder in sich zusammenzusinken. Das Bett verließ der Kranke jetzt nicht mehr, und wenn Klara neben demselben saß und mit ihrem guten Gesicht und ihrer sanften Zusprache die Angst und Unruhe des Leidenden beschwichtigte, schien sein Zustand ein erträglicher zu sein. Gertrud gab sich abwechselnd bald unbändigster Verzweiflung, bald einer gänzlichen Gefühllosigkeit hin. Wenn sie in ersterem Zustand sich befand, so stieß sie wilde Anklagen und Verwünschungen gegen die Vorsehung aus. Versuchte es dann Klara, sie auf ihren Standpunkt der Naturnotwendigkeit des Todes und alles Vergehens zu führen und ihr Gemüth mit

dem ihr bevorstehenden Verlust auszuföhnen, so schalt Gertrud sie eine Gottlose, eine Frau ohne Religion, und eine solche sei ihr fürchterlich. Ein Mann mochte ihr ethalben denken wie er wollte. Reinhold hätte keine Religion und Franz erst recht nicht, das wußte sie sehr wohl, aber die Frauen müßten an etwas glauben, sonst hätten sie keinen Halt im Leben. „Und hast du einen Halt, nützt dir dein Glaube zu etwas?“ Klara dachte es nur, sie sprach es nicht aus; sie sah wie vergeblich es war, mit ihrer Schwägerin zu rechten. Nur wenn Franz zu Hause war, was jetzt nur selten geschah, fand Gertrud ihr Gleichgewicht wieder. Sie war zwar aufgeregt und unruhig, aber das lag so sehr in ihrer Natur, daß dieser Zustand fast für den normalen gelten konnte. Franz zeigte sich um so besorgter für sie, je näher die Katastrophe heranrückte. Klara fand das sehr natürlich. Auch sie suchte die Antipatie, welche ihr das Wesen Gertruds einflößte, zu überwinden und ihr durch Liebesbeweise die schwere Zeit zu erleichtern. Mann und Frau wetteiferten in zarten Rücksichten und Freundlichkeiten gegen die Schwägerin, so daß sie darüber einander fast aus den Augen verloren.

Eines Abends hatte sich Klara zeitig zu Bette gelegt, um in den ersten Morgenstunden Gertrud in der Nachtwache abzulösen. Franz hatte sich im Nebenzimmer an seinen Schreibtisch gesetzt, um noch verschiedene Briefe zu erledigen. Es mochte zwölf Uhr sein, als Klara plötzlich aus dem ersten festen Schlafe erwachte. Im Nebenzimmer brannte noch Licht. Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen hatte. Vielleicht war es Zeit aufzustehen; vielleicht war auch dem Kranken etwas Ernstliches zugestoßen und Franz hinübergerufen worden, denn nebenan regte sich nichts. Klara sprang aus dem Bett, warf ihren Morgenrock über, steckte rasch ihre langen blonden Zöpfe auf und trat in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Er war leer, die Tür nach dem Korridor war angelehnt, ebenso die Salontür auf der andern Seite desselben. Klara schritt darauf zu; aber noch ehe sie die Hand erhoben hatte, um die Tür weiter zu öffnen, blieb sie wie eingewurzelt stehen. Auf dem Sopha, in eine Ecke geschmiegt und in einen großen weichen Shawl aus weißer Wolle gehüllt, über den das dunkle Haar aufgelöst herabfiel, saß Gertrud, und ihr zur Seite auf einen Lehnstuhl, den Rücken gegen die Tür gewendet, Franz. Er hatte den linken Arm auf den Tisch, auf dem die Lampe brannte, aufgestützt, während die Finger der Rechten langsam durch die dunkeln Haarfluten auf dem weichen weißen Shawl glitten. Es herrschte eine lautlose Stille. Gertrud hielt die Augen gesenkt und nur dann und wann blitzte ein dunkler Strahl unter den langen Wimpern im Schein der Lampe auf; der voll auf das süße bleiche Gesicht fiel. Klara stand und starrte auf die Erscheinung, wie lange, sie wußte es nicht. Sie fühlte auch nichts; es war ihr, als ob plötzlich eine große, große Leere in ihr entstände. Das Herz pochte ihr nicht einmal. Erst als sie seine Stimme in zärtlichem Tone flüstern hörte, erwachte sie jäh aus dieser Startheit. Eine fürchterbare Helle ging ihr auf und zugleich setzte das Herz mit stürmischen Schlägen ein. Hastig aber lautlos kehrte sie in ihr Zimmer zurück. Sie warf sich aufs Bett, vergrub das Gesicht in beide Hände und starrte mit großen Augen hinein. Es dauerte eine Weile, bis sie die Entdeckung, welche sie eben so gänzlich unbereitet gemacht hatte, für Wirklichkeit halten konnte, nun sie das verräterische Bild nicht mehr sah. Wäre die Sonne vom Himmel gefallen, sie hätte es begreiflicher, natürlicher gefunden. Noch lag sie in halber Bewußtsein da, als sie den Schritt ihres Mannes im Nebenzimmer hörte. Ihr Herz klopfte wild und es war ihr, als müßte sie aufschreien oder ersticken, aber sie zwang sich lautlos liegen zu bleiben. Leise trat Franz in das Gemach, um sich auszulösen und dann erst nebenan das Licht auszulöschen. Da gewahrte er, daß Klara angekleidet auf dem Bette lag. Er trat bestürzt näher.

„Warum hast du dich nicht ordentlich niedergelegt?“ fragte er leise, um zu sehen, ob sie schlief. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, schon wollte sie sich schlafend stellen, aber

Verstellung war ihr so fremd. Mit Mühe preßte sie eine Antwort hervor.

„Mir war so angst, als müßte heut Nacht etwas passiren.“ Er stand und wirbelte das eine Ende seines Schnurbarts um den Finger.

„Sei ruhig. Ich war eben drüben um nachzuhören. Es ist alles in Ordnung.“ Dann ging er und löschte die Lampe aus und legte sich ebenfalls schlafen.

„Es ist alles in Ordnung! o, dieser Hohn!“ schrie es in Klara auf. „Auch lügen hat er gelernt, mich belügen, die ihm so innig vertraute! Er kann mir das antun, er, den ich auf meinen Knien wie einen Gott verehrt und angebetet habe! Er falsch!“

Heiße bittere Tränen entranen sich jetzt ihren Augen; die Scufzer ihrer gepreßten Brust wurden von der Bettdecke erstickt, die sie hoch über den Kopf gezogen hatte, damit Franz nichts hörte. Erst als sie sein regelmäßiges tiefes Atmen vernahm, wagte sie die unerträgliche Hülle abzuwerfen und freizufchluchzen.

Wie war das alles nur gekommen? Wodurch hatte sie sein Herz verloren? Was zog ihn zu der Schwägerin hin? War es allein ihr hübsches Gesicht? Er war mit viel schöneren Frauen in Berührung gekommen, mit Frauen von Geist und Bildung. Aber er hatte sich für keine erwärmt, ja, er war ihnen gern aus dem Wege gegangen, weil sie Ansprüche an seine Anhaltungsgabe gemacht hatten. Sie selbst war ihm stets die liebste Gesellschaft gewesen. Nach dem Tode des Kindes, um das sie sich in Gram verzehrt, hatte er sie freilich oft allein gelassen, aber er war immer wieder voll Liebe zu ihr zurückgekehrt und hatte sie an allen seinen geistigen Interessen wie früher teilnehmen lassen. Erst hier war es anders geworden. Wer trug die Schuld? Hatte sie in dieser Kollision der Pflichten vielleicht nicht das rechte getan? Hatte sie die

Schwägerin vielleicht vom Krankenbette ihres Mannes verdrängt, ihre Opposition gegen das ihr unsympathische Wesen derselben zu deutlich hervorblicken lassen und dadurch das Mitleid ihres Mannes mit Gertruds traurigem Geschick unbewußt genährt und gesteigert? Es fiel ihr jetzt ein, was sie oft gehört, ohne darüber nachzudenken, daß vom Mitleid zur Liebe zwischen Mann und Weib nur ein Schritt sei. Und war Gertrud nicht schön nach Klaras Geschmack, so besaß sie doch einen gewissen pikanten Reiz, der in manchen Augenblicken selbst Klara unwillkürlich gefesselt hatte. Leuchteten dem Kranken nicht noch die Augen, wenn die Tür aufging und das strahlende junge Antlitz seines Weibes darin erschien? Warum hätte Franz dagegen blind sein sollen? Er hielt seine Empfindung selbst noch für bloßes Mitleid. Doch nein — seine Lüge bewies, daß er sich schuldig fühlte. Lüge? Vielleicht war er wirklich nur hinübergegangen, um nach dem Kranken zu sehen, ehe er sich zu Bette begab. Klara lachte bitter über sich selbst. Sie hatte das Antlitz ihres Gatten in jener Situation nicht gesehen, aber ein Blick auf die Gruppe und sein Flüsterton hatten genügt, um ihr das unselige Geheimnis zu verraten.

Jetzt fiel ihr auch manche Szene ein, mancher Blick, die sie in ihrem Vertrauen ganz harmlos gedeutet hatte und die ihr nun zu eben so vielen Wegweisern in dem traurigen Labyrinth wurden. Und seine Kälte gegen sie selbst in letzter Zeit! Sie hatte sie wohl empfunden, aber sie aus der ganzen gespannten Situation sich erklärt und eine gewisse zarte Rücksicht für Gertrud darin gesehen. Statt ihm zu zürnen, hatte sie ihn dafür noch in ihrem Herzen gepriesen.

In furchtbarem Ringen verbrachte sie die Nacht. Erst gegen Morgen sank sie heiß und fiebernd in einen schweren Schlaf voll beängstigender Träume. Sie fühlte immer dabei, daß es Zeit wäre, sich zu erheben, daß sie zu dem Kranken müßte, allein es lag wie Blei auf ihr.

(Fortf. folgt.)

Ulrich Zwingli.

Mit einleitenden Bemerkungen zur Frage der kulturellen Bedeutung der Reformation. Von Bruno Geiser.

Fortf.

Aus dem verunglückten Feldzuge in Italien brachte Zwingli zunächst grimmen Haß gegen das demoralisirende Söldnerwesen und den Krieg überhaupt mit. Mit mächtiger Energie begann er in der Heimat dagegen zu predigen und zu Frieden und Einigkeit, zur Arbeit und zur Frömmigkeit aufzurufen. Dabei war er in Italien dem Treiben des römischen Alerus nähergetreten, und dessen Verderbtheit hatte ihm nicht verborgen bleiben können. Endlich empfing er in Italien — auf welche Weise ist nicht bekannt — auch Anregung, sein Wissensgebiet zu erweitern. Er, der bisher von den klassischen Sprachen nur mit der lateinischen vertraut gewesen und nur die altrömische Literatur genauer gekannt hatte, warf sich jetzt mit größtem Fleiße auf die griechische Sprache und ihre großen Schriftsteller. Mit erstaunlichem Eifer kaufte und borgte er sich — ziemlich unbekümmert darum, wann er seine so entstehenden Schulden zurückbezahlen könne, — eine stattliche Bibliothek zusammen, und seiner ganzen tatkräftigen Natur gemäß blieb er beim Selbststudium nicht stehen, sondern suchte das geistig Gewonnene sogleich zu möglichster Verbreitung unter seinen Freunden und zur Belehrung der Jugend auszunützen.

So veranlaßte er die glarner Landschaft, eine lateinische Schule zu gründen, und widmete sich selbst ohne alle Beihilfe dem Lehramte.

Auch hier mangelte es ihm keineswegs an Erfolg und er bewies ein pädagogisches Verständnis, welches in jener Zeit jedenfalls nicht häufig zu finden war. Nicht nach der Schablone wollte er unterrichten, sondern die Schüler nach Maßgabe ihrer individuellen Anlagen mit den Gaben gelehrten Wissens ausstatten; „so wo der Schulmeister nicht einen solchen Verstand hat,“ sagte er selbst, „die Jugenia recht zu pflanzen und einen jeden zu lehren, je nachdem er geschickt ist, so ist er nit recht

zu einem Schulmeister.“ Aber der Theologe trat bei ihm auch in der Schule keineswegs hinter den humanistischen Lehrer zurück, ihm war und blieb das Wissen zwar ein gar erstrebenswertes Ding, doch aber vorzüglich auch ein Mittel zur Mehrung des Christenglaubens und zur Befestigung in einem frommen Lebenswandel. Es war ihm, wie er bekennt, nicht genug, daß man „lehre schreiben und lesen und die Poeten auslegen, sondern daß die Jugend fromm und gottesfürchtig sei und züchtigen Wandel führe.“ Wie er die Aufgabe des Lehrers und Seelsorgers ansah, kennzeichnet er ausführlicher in folgenden Sätzen einer seiner besten Predigten: „Wie der Hirt jetzt die Schafe mit dem Stabe lenkt und jetzt sie mit der Hand oder mit dem Fuße schiebt, wie er einige durch Zuruf antreibt, andere mit Salz lockt, noch andere, die allzu schwach sind, selber trägt oder daheim läßt, bis sie erstarken: also auch der Hüter der Seelen. Und er wird das alles tun zur Mehrung und Pflege der ihm anvertrauten Herde, er wird bald mild, bald rauh sein, nachdem es der Schäflein Art ist und Gott es zuläßt.“

Zwinglis zuweilen rauhe, dabei jedoch stets für empfängliche Gemüter gewinnende Art fesselte die Geister und Herzen der lehrbegierigen Jugend fest an ihn; auch die glarner christliche Gemeinde hing an ihm in ihrer großen Mehrheit, und dennoch war seines Bleibens nicht in Glarus.

Sein Eifer als Sittenprediger hatte ihm schon Gegner geschaffen und sein Kampf wider das Keislaufen mußte ihm notwendig die aristokratische Kriegspartei des Kantons, welche es mit Frankreich hielt, auf das grimmigste verfeinden.

Es konnte ihm daher an offener und geheimer Befehdung und gehässiger Verleumdung nicht fehlen, zumal er durch seine es z. B. mit dem Gelübde priesterlicher Keuschheit keineswegs

streng nehmende Lebenslust willkommenen Stoff zu übertreiben der Verlästerung bot.

So mag denn binnen kurzem seine Stellung als „Kirchherr“ zu Marus ziemlich unhaltbar geworden sein, deshalb folgte er 1516 dem Rufe, den der freisinnige Administrator des Klosters zu Maria-Einsiedeln, Dr. Diebold von Geroldsee, an ihn ergehen ließ, und trat das bescheidene Amt eines Leutpriesters, d. i. eines Pfarrhelfers, an diesem berühmten Wallfahrtskloster an.

Auch am Schlusse seiner glarner Lebensperiode kam es Zwingli noch nicht in den Sinn, mit der römisch-katholischen Hierarchie zu brechen, doch hatte er sich inzwischen von mancherlei Fesseln der katholischen Tradition mehr und mehr freigemacht. So ließ er „in seinen einfach biblisch gehaltenen Predigten die Wundertaten der Heiligen, überhaupt die Heiligenverehrung, den Reliquienkult, die Wallfahrten und verwandte Uebungen der kirchlich sanktionirten Verdienste in den Hintergrund treten.“*)

In Maria-Einsiedeln vollzog sich nun Zwinglis geistige Befreiung von Rom, und das ist um so leichter begreiflich, als ihm hier der arge Unfug, welchen der unter dem direkten Einflusse der römischen Oberpriesterchaft stehende Klerus mit Wallfahrten und Sündenablaß trieb, in unverhülltester Weise dicht vor Augen trat. Ueber dem Haupteingange des Klosters prangte die in der That auch die dreifachsten Wünsche ärgster Verbrecher befriedigende Verheißung: „Hic est plena remissio omnium peccatorum a culpa et a poena“**), und die tausende und abertausende gläubiger Schäflein, welche alljährlich in dem weit über die Grenzen der Schweiz hinaus in höchstem Ansehen stehenden Wallfahrtsorte ankamen, um körperlicher oder seelischer Gebrechen ledig zu werden, sah Zwingli, wenn nicht geheilt oder geheiligt, so doch sicher um ein möglichst großes Häuflein von irdischem Hab und Gut durch die Vertreter des Papstes erleichtert wieder abziehen.

Natürlich konnte der Leutpriester Zwingli daran nichts wesentliches ändern, aber je weniger er nach dieser Richtung hin Einfluß ausüben konnte, desto mehr zog er sich auf das Studium und auf den Umgang mit einer Anzahl gleichgesinnter Freunde zurück, deren geistiger Mittelpunkt er bald geworden war.

Unter der Leitung des P. Bombasius setzte er sein Studium der griechischen Sprache fort und vertiefte sich in das ursprünglich bekanntlich griechisch geschriebene Neue Testament. Desgleichen las er die Schriften verschiedener Kirchenväter und die Reuchlins***), des geistvollen Humanisten. Auch an den Epistolae virorum obscurorum †) fand er lebhaften Gefallen.

Aus seinen biblischen Studien ging nun Zwingli die Meinung hervor, daß der Priester das Wort Gottes ausschließlich nach dem Evangelium zu predigen habe, und allsogleich, noch im Jahre 1516, zwei Jahre bevor er von dem auf demselben Standpunkt angelangten Luther zum erstenmale etwas gehört hatte, begann er seiner Ueberzeugung gemäß zu wirken.

Dadurch wahrscheinlich zog er wieder die Aufmerksamkeit der hohen Geistlichkeit auf sich; diese war jedoch weit entfernt davon, den seelenzwingenden Kanzelredner und, in Anbetracht der Unwissenheit des übrigen niederen Klerus, ausgezeichneten Gelehrten etwa als Kezer zu verfolgen, — im Gegenteil — klug wie die Schlangen suchte sie ihn nur um so fester an das Interesse Roms zu binden. Darum bot man ihm denn 1517 von neuem ein Jahrgeld, und zwar diesmal von 100 Gulden ††).

*) Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Gotha 1864. Bd. XVIII, S. 705.

**) „Hier ist zu haben die volle Befreiung der Sünden von Schuld und Strafe.“

***) Johann Reuchlin (1455–1522), berühmter Humanist.

†) Briefe von Dunkelmännern, Titel einer Anfang des 16. Jahrhunderts erschienenen Sammlung satirischer Briefe in schlechter, Nöckchen- oder Küchenlatein genannten, lateinischen Sprache, worin Lehren und Leben der kirchengläubigen Theologen und Gelehrten jener Zeit in unbarmherziger Weise dem allerdings wohlverdienten Spotte preisgegeben werden.

††) Dies nach dem Artikel „Zwingli“ von Hermann Masius in Schmidts „Encyklopädie des gesammten Unterrichts“ und Er-

das indes Zwingli ablehnte. Der päpstliche Legat Pucci, welcher ihm den Antrag übermittelt hatte, entzog ihm deswegen jedoch seine Gunst immer noch nicht, und er, Zwingli, vermeinte seinerseits auch jetzt noch, die Reformation der Kirche, welche ihm nunmehr eine Nothwendigkeit schien, werde nicht gegen den Papst und die hohe Geistlichkeit, sondern mit ihnen und durch sie zu machen sein.

„Theils mündlich, theils schriftlich drang er unter Hinweisung auf die unhaltbaren Grundlagen des Papsttums wiederholt in den Kardinal Schinner, den päpstlichen Legaten Pucci und in den Bischof von Konstanz, Hugo von Landenberg, ihre Stellung und ihren Einfluß pflichtgemäß zur Entfernung der Irrtümer, zur Beseitigung der vielfachen groben Mißbräuche und Verderbnisse und zur Freiegebung der Predigt des reinen klaren Wortes Gottes zu verwenden, widrigenfalls er und andere nicht umhin könnten, durch unbeirrte Verkündigung des Evangeliums die Wahrheit an den Tag zu bringen, die Unwahrheit zu widersechten.“*)

Freilich geht Zwingli von Einsiedeln aus in seiner Auflehnung wider Rom schon einen bedeutsamen Schritt weiter: er droht! Widrigenfalls! d. h. ich und meine Gefinnungs-genossen werden sich wider euch erheben, falls ihr nicht mit uns die reformatorische Arbeit tut, die wir für nötig halten.

Aber selbst dadurch waren die hohen geistlichen Herren aus ihrer Langmut nicht herauszubringen; nicht einmal durch sein Auftreten gegen den Abblaskrämer Samson 1518, den er aus Schwyz sammt seinem schänden Sünden- und Gnadenschacher siegreich hinaustrrieb.

Im Gegentheil, — mit Bangen suchten sie ihn an den Streitwagen der alleinigmachenden Kirche festzubannen. Just um diese Zeit ernannte ihn der Legat zum Acolytenkaplan**), „seiner Tugenden und Verdienste willen“, und neue größere Ehren wurden ihm in Aussicht gestellt für den Fall, daß er der Kirche und dem Papste Treue und Eifer bewahre.

Reformirt wurde aber natürlich nichts, und deshalb sah sich nun Zwingli nach einem Schauplatze für sein reformatorisches Wirken um, wo er sich auch ohne Unterstützung von oben der Welt vernehmlich machen konnte. Die ihm 1517 angebotene Pfarrstelle zu Wintertur hatte er abgelehnt, dagegen nahm er im Dezember 1518 die an sich unbedeutendere Stelle als Leutpriester am Großmünster in Zürich, dem „vordritten und obristen Orte der Eidgenossenschaft“ an, wozu den schon in weiteren Kreisen rühmlichst bekannt gewordenen Prediger Probst und Kapitel des Stifts mit großer Mehrheit gewählt hatten, obwohl sich abmahnende Stimmen genug gegen ihn erhoben hatten, weil er ein Lebemann und Weltkind sei, ja sogar ein Mensch, der sich gegen seine Keuschheitspflichten arg versündige. So treffend diese Vorwürfe allesammt auch waren, so setzte man sich doch in dem damals wegen seiner lockeren Sitten berüchtigten Zürich leicht darüber hinweg, und als am 1. Januar 1519, seinem 36. Geburtstage, der von Gesundheit, Kraft und Willensstärke strotzende rote Uli, wie ihn die Gegner seines blühenden Aufstehens wegen nannten, zum erstenmale von der Kanzel des Großmünsters herab predigte, da war die fromme Zuhörerenschaft allsogleich voll von Anerkennung und Bewunderung.

Und wie predigte er! Nicht nur, daß er dem herrschenden Brauche zuwider das Leben Christi in zusammenhängenden Betrachtungen darlegte, nein, auch auf die schreienden Mißstände des züricher Gemeinwesens ging er mit schneidigen Worten ein, wider den alle Zuchtlosigkeit fördernden und die ehrliche Arbeit in ihrem Wert herabsetzenden Söldnerdienst donnerte er, und gegen die Trägheit und Schlemmerei, welche bewirkten, daß man das gute Land ringsum wüß liegen ließe, das zwar nicht,

ziehungswesens“, Bd. X, Gotha 1878. Die bezüglichen Angaben in Herzogs „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“, Bd. XVIII, S. 702 u. flg., stimmen damit nicht völlig überein. Da die Sache nicht von besonderem Belang, habe ich die sehr zeitraubende Untersuchung, wer recht hat, unterlassen und das mir wahrscheinlich vorkommende als richtig angenommen.

*) Realencyklopädie für Theologie, Bd. XVIII, S. 706.

**) Der höchste der vier Grade der niedern Priesterschaft.

wie er jagte, „Zimmt, Ingwer, Malvasier, Nügelin, Pommeranzen, Seide und andere Weiberflecken“ trüge, aber doch „Anken (Butter), Milch, Pferde, Schafe, Vieh, Landtuch, Wein und Korn überflüssig, daß ihr dabei schöne starke Leute erziehen könnt.“

Damit packte er das züricher Volk an der rechten Stelle.

Auch vor dem Kapitel des Großministers hatte er frank und frei seine reformatorischen Absichten dargelegt.

Er wolle, sagte er, die Geschichte Christi nach dem Evangelium Matthäi predigen, damit man nicht länger bloß den Namen Christi trage; und er werde sich dabei nicht durch menschliche Autoritäten, sondern allein vom Geiste der Schrift leiten lassen.

In dem demokratischen Gemeinwesen Zürich — die Stadt zählte damals die für jene Zeit beträchtliche Zahl von 7000 Einwohnern — konnte ein Prediger, der sich wie Zwingli auf das Volk stützte und sich der Gunst desselben versicherte, viel unterschiedener und furchtloser gegen die römische Hierarchie und nicht minder gegen kaiserliche Gewalt vorgehen, als sonstwo.

Deswegen nahm denn auch Zwingli bei seinem Angriffe gegen die hohe Geistlichkeit, sicherlich sehr zur Erbauung des niederen Volkes, welches die weit überwiegende Mehrheit seiner Zuhörerschaft ausmachte, kein Blatt vor den Mund. Immer wieder kam er mit den schärfsten Worten auf die Verderblichkeit des Ablasskrams und auf die gesammte römische Vüberei und Verführung zu sprechen und entfremdete so die Herzen des Volkes dem Pabste.

Auch in seinem privaten Leben zeigte er sich als Volksmann. Er lud Landleute zu sich zu Tische, war auf Schützenfesten, in der Junststube und auch bei Gastereien oft zu finden, plauderte und zechte mit den Handwerksmeistern, sang auch wohl und spielte die Laute und wußte stets die Gesellschaft, in der er sich befand, zu beleben und zu erheitern.

Jedoch nicht zu heiterer Geselligkeit mischte sich Zwingli unter das Volk, sondern auch dann war er mitten unter ihm, wenn es von Not und Gefahr bedrängt wurde.

Schon im Sommer 1519 bot ihm die in Zürich hanfende und mehr als den dritten Teil der Bevölkerung dahintraffende Pest dazu überreiche Gelegenheit, und er tat seine schwere Pflicht als Seelsorger an den Krankenlagern der Pestbefallenen solange, bis ihn die furchtbare Krankheit selbst darniederwarf.

Wie sehr Zwinglis Begabung im Verein mit seiner Popularität der hohen Geistlichkeit imponierte, beweist, daß ihm, — den man schon längst als Aufrührer und Kezer hätte betrachten können, der Legat Pucci seinen Leibarzt zur Hilfe sandte, und mehr als dieses, daß ihm sogar noch drei Jahr später vom Pabst Hadrian VI. ein schmeichlerisches Schreiben zuging, worin ihm gesagt wurde, man wolle ihm — außer dem päpstlichen Stuhle selbst — alle Würden in Aussicht stellen, die Rom zu vergeben habe.

Aber Zwingli war absolut durch nichts für den Pabst zu gewinnen, — das bewies er immer deutlicher.

Nach seiner Wiedergenesung, im Jahre 1520, brachte er es dahin, daß der züricher Rat den sämtlichen Predigern in Stadt und Land anbefahl, „die Evangelien und Sendbriefe der Apostel frei und überall gleichförmig nach dem Geiste Gottes und der rechten göttlichen Schrift beider Testamente zu predigen und nur das zu verkündigen und zu lehren, was sie mit bemeldeten Schriften bewähren könnten. Was aber Neuerungen und von Menschen erfundene Sachen und Satzungen seyen, so sollten sie davon schweigen.“

Auf Grund dieses Ratsbeschlusses ging nun Zwingli noch unterschiedener vor als bisher. Insbesondere wandte er sich mit aller agitatorischer Wucht gegen die Fastengesetze und brachte es binnen kurzem dahin, daß diese von vielen Bürgern und deren Dienstleuten offen verletzt wurden. Er predigte: „Fleisch zu Lobe schlagen.“

Darüber begannen nun die Mönche ein mächtiges Zetergeschrei, und der Bischof ordnete eine Bottschaft an den Rat ab, die aber gegen Zwinglis Einfluß und Beredsamkeit nichts anders

ausrichtete, als daß der Rat die öffentliche Mißachtung der Fastenvorschriften mit Geldstrafe bedrohte.

Dabei ließ es Zwingli jedoch nicht bewenden. Er wandte sich jetzt mit seiner ersten reformatorischen Druckschrift an die ihm höchste Instanz, das Volk selbst. Die Schrift ist betitelt: „Von erkiesen und freiheit der spysen, von ärgernis und Verböserung; und ob man gewalt hab die spysen zu etlichen zyten zu verbieten.“

Mit dieser Schrift wollte er „die Blöden und Schwachen stärken, daß sie, nachdem sie einmal das evangelische Salz verkostet, nicht mehr zurückverlangten nach den Fleischtopfen Aegyptens.“

Der „Abbruch von Speijen“ sei nicht Gottes Wille, sondern sei willkürliche Satzung einiger Bischöfe, die sich herausgenommen hätten, den Christen Gesetze zu geben, „ohne das gemeine Volk zu fragen.“ Auf solche Bischöfe passe das Wort: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir.“

„Das Auge, erläuterte er, bezeichne jeden Bischof und jeden Pfarrer, einen jeden Oberen, deren Amt darin besteht, Aufsicht zu führen über die Schafe und sie zu weiden, nicht aber sie zu schinden, zu schaben und mit unerträglicher Bürde zu beladen. Sie sind indes blinde Aufseher geworden, unwissende stumme Hunde, die nicht bellen mögen, sondern in nichtswürdigen Dingen unterrichtet, faulenzten, schlafen, träumen; den Traum lieber haben als die Wahrheit; unverschämte Hunde, die nicht mögen ersättigt werden; Hirten, die keine Vernunft haben, deren jeder seinem eigenen Weg oder Mutwillen nachgeht; alle geistig vom Niedrigen bis zum Höchsten sprechend zu sich: Lasset uns guten Wein trinken und voll werden, und wie wir heut tun, wollen wir morgen wieder tun.“*)

Diese Schrift Zwinglis ließ keinen Zweifel mehr darüber, daß es zwischen ihm und Rom zu offenem Bruch kommen mußte, obgleich er selbst noch klug genug war, diese Notwendigkeit nicht auszusprechen.

Neben dem religiösen Zwiespalt hatte indes auch die politische Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seinen kirchlichen Gegnern und deren Anhang eine unüberbrückbare Kluft aufgerissen. Diese wurden durch Pensionen an die politischen Interessen Frankreichs geknüpft und waren deshalb stets bereit, dem französischen Könige Heerfolge zu leisten. Zwingli aber hatte es durchgesetzt, daß Zürich sich von dem Bündnisse mit Frankreich zurückzog, und nun wirkte der Einfluß aller Pensions- und darum Franzosenfreunde auf Tod und Leben wider ihn.

Raum war nun die oben erwähnte Schrift erschienen, so brach der Sturm los.

Ein alter Chorherr reichte beim Domkapitel eine Klagschrift wider ihn ein, die er sogleich urkräftigst beantwortete. Die Bischöfe von Konstanz und Lausanne suchten ihn mit drohenden Hirtenbriefen niederzuschmettern, warnten vor den gefährlichen Neuerungen listiger Menschen und riefen auf zum Widerstande gegen die verstockte Bosheit der Widerspenstigen. Dabei wiesen sie unter Berufung auf die Bannbulle wider Luther darauf hin, daß die Zwingli'sche Lehre von der Alleingiltigkeit der Bibel bereits förmlich verdammt sei. Unmittelbar darauf erschien eine bischöfliche Gesandtschaft vor der zu Luzern versammelten Tagessatzung, um auch die weltliche Regierung gegen den kühnen Neuerer zu gewinnen.

Zwinglis Lage begann gefährlich zu werden. Jetzt galt es, sich auf das allerkräftigste zur Wehr zu setzen.

Sogleich berief er zehn Geistliche auf eine Versammlung in Einsiedeln, und diese beschloß sowohl an den Bischof als an die Tagessatzung mit Beobachtung aller gesetzlichen Form eine „freundliche Bitt“ und Ermahnung“ einzureichen um Freilassung der Predigt des Evangeliums und um Gestattung der Priesterehe.

Dieses Gesuch hatte Zwingli selbst verfaßt; daß er auch die Gestattung der Priesterehe zum Gegenstande derselben machte, beweist seine agitatorische Klugheit, denn es war ein Punkt, der dem gesammten niederen Klerus der damaligen Zeit, soweit er

*) Weher und Welte, Katolisches Kirchenlexikon. Freiburg 1854. Bd. XI, S. 1315.

nicht in geheimen Lüsten und Ausschweifungen verkommen war, wohl mit am meisten am Herzen lag.

Die Art, wie er dieses zweite Gesuch begründete, stellt seinem gesunden Verstande und seinem kernigen Mute, ohne ängstliche Scheu und falsche Scham die Finger in schmerzhaftes Wunden des eigenen Lebens zu legen, ein treffliches Zeugnis aus.

„Cure Weisheit hat gesehen,“ schreibt er, „das unehrbare schändliche Leben, welches wir (wir wollen allein von uns reden) bis anher mit Frauen geführt und wie wir dadurch männiglich geärgert und verbösert haben. — Reinigkeit zu halten, liegt nicht an uns, sondern an Gott. Dieweil wir den gebrechlichen Leib tragen, ist gewiß, daß er uns vielfältig ansieht. — Wir klagen unsere Mühseligkeit, daß, sintemal uns Gott rein zu leben nicht verliehen hat, die Menschen so un mild gegen uns sind, daß sie uns in unsern Schwächen, die wir mit ihnen gemein haben, mit Unehren beschweren, das ziemt uns nicht, was doch einem jeden geziemt. — Nach den Worten Pauli ist es ja auch besser ehelichen, als Brunst leiden. — Erbarmt euch über uns, eure treuen und gutwilligen Diener, und vergönnt uns die Ehe, damit, was vor Gott nicht sündlich ist, uns auch vor den Menschen nicht schändlich sei.“

Natürlich dachte weder Bischof noch Tagsatzung daran, dieser freundlichen Bitt und Ermahnung zu willfahren. Zwingli und Genossen hingegen fiel es auch gar nicht ein, auf die hochobrigkeitliche Erlaubnis zu warten. Es wurde nun vielmehr unter Zürichs Schutz flottweg geheiratet. Der erste war der Prediger Wilhelm Rübli, welcher in möglichst Aufsehen erregender Weise in den Ehestand trat, und Zwingli folgte 1524 nach, indem er die Witwe des Anton Meyer von Anonau, Anna Reinhard, mit der er schon längere Zeit in wilder Ehe, der sogenannten Gewissenhe, gelebt hatte, jetzt zu seiner rechtmäßigen Gattin machte.

Dieses Beispiel wirkte, vorzugsweise auch auf Nonnen, denen der züricher Rat 1523 den Austritt aus ihrem Kloster gestattete.

Gegen Ende 1522 hatte Zwingli noch eine weitere Schrift zu Trutz und Schutz folgen lassen, die er *Archeteles* betitelte und welcher der Franziskaner Dr. Sebastian Meyer eine Kritik des lausanner Hirtenbriefes beifügte.

Der Erfolg dieser reformatorischen Bemühungen ließ nicht auf sich warten. Der überwiegende Teil der niederen Weltgeistlichkeit in der Schweiz, gleichwie die große Mehrheit der Bürger von Zürich stand auf Zwinglis Seite und auch das am härtesten noch am Althergebrachten hängende Landvolf wußte er sich dadurch geneigt zu machen, daß er die Befreiung von der Bedrückung der Bauern durch den Zehnten, welchen sie an die Geistlichen zu entrichten hatten, sowie von andern drückenden Lasten auf seine Fahne schrieb.

Das oben bereits erwähnte schmeichelhafte Handschreiben des Papstes Hadrian, welches um diese Zeit Zwingli zuzuging, vermehrte seinen Haß gegen den römischen Oberhirten so sehr, daß er nun allgemach auch die letzte Rücksicht fahren ließ.

Und er konnte es mit Aussicht auf Erfolg jetzt auf einen offenen Bruch ankommen lassen, denn die Zahl und der Einfluß seiner Kampfgesossen in der Schweiz und in Oberdeutschland hatte sich ansehnlich vermehrt, indes die Luther'sche Reformbewegung, der Zwingli und seine Freunde nunmehr die größte Aufmerksamkeit widmeten, in Mittel- und Norddeutschland rasch an Boden gewann.

So forderte Zwingli denn kühnlich alle seine Gegner zu einem öffentlichen Religionsgespräche heraus, bei welchem er vor jedermann, auch vor den Kommissarien des Bischofs, Rechenschaft über seine Lehre geben wolle.

Dem züricher Rat kam dieses Verlangen sicherlich sehr gelegen, um die Sache der Zwingli'schen Reformation, welche er zu der seinigen zu machen bereit war, kräftigst fördern zu können.

Daher wurde die Disputation denn auch zum vorhinein so eingerichtet, daß Zwingli der Sieg bleiben mußte, indem man das, was Zwingli eigentlich hätte beweisen sollen, nämlich daß er die Bibel mit Recht als die einzig wahre Quelle der christ-

lichen Religion betrachte, ohne weiteres zur Voraussetzung machte, die keines Beweises mehr bedürfe. Für die streitigen Lehrmaterien sei der Nachweis der Uebereinstimmung mit der „heiligen Schrift“ zu erbringen, das war die ein für Zwingli günstige Resultat des Gesprächs sichernde Bestimmung der an die gesammte Geistlichkeit des Kantons gerichteten Ausschreibung des Rats, welche die Disputation auf den 29. Januar 1523 anberaumte.

Zur Darlegung seines reformatorischen Standpunktes stellte Zwingli 69 Thesen auf, welche im wesentlichen folgende Sätze enthielten:

Alle, welche behaupten, das Evangelium sei nichts ohne die Bewährung der Kirche, irren und schmähen Gott. — Welche andere Lehren dem Evangelio gleichstellen oder gar vorziehen, wissen nichts vom Evangelium. — Die Lehren und Satzungen der Menschen sind nichts nütze zur Seligkeit. — Christus hat alle unsere Schmerzen und Arbeit getragen; wer nun den Bußwerken zulegt, was allein Christi ist, der irret und schmähet Gott. — Die wahre heilige Schrift weiß nichts vom Fegfeuer nach diesem Leben, doch ist das Gebet für die Verstorbenen nicht gerade zu verwerfen. Die heilige Schrift weiß nichts von dem unverliebaren Charakter der Priester; sie erkennt nur solche als Priester an, welche das Wort Gottes verkünden; die Messe ist kein Opfer, sondern nur ein Gedächtnis des Opfers. Christus ist der einzige Mittler zwischen Gott und uns, — der einzige, ewige, oberste Priester. — Der Bann soll nur bei öffentlichem Mergernis verhängt werden, und zwar nicht von einem einzigen Menschen, sondern durch die Kirche, d. i. nebst dem Pfarrer durch die Gemeinde, worin der Bannwürdige wohnt. — Der Christ darf zu jeglicher Zeit jegliche Speise essen. — Kutten, Platten und andere Auszeichnungen sind eine Gott mißfällige Gleisnerei. — Religiöse Orden und Genossenschaften können nicht bestehen, weil alle Menschen Brüder Christi und Brüder untereinander sind. — Die Gelübde der Keuschheit sind närrisch, freventlich und den frommen Menschen gefährlich. — Die Geistlichen, welche statt den Dürftigen den Kirchen und Klöstern Reichthümer zuwenden, tun Christus große Schmach an, welcher Pracht und Gut dieser Welt verworfen hat. — Die sogenannte geistliche Gewalt hat keinen Grund in der Lehre Christi, wohl aber die weltliche. Dieser stehen alle Gerechtfame zu, welche die Geistlichkeit sich angemäht, und sind ihr alle Menschen Gehorsam schuldig.*)

Es leuchtet ein, weshalb der züricher Rat sowie jegliche weltliche Obrigkeit mit der Zwingli'schen Reformation ganz zufrieden sein konnte; sie strebte eine Umwälzung in den Machtverhältnissen zum Schaden der hohen Geistlichkeit und zu großem Nutzen der weltlichen Behörden im Verein mit den Pfarrern, den Auslegern der heiligen Schrift, an.

Daß die gesammte Gemeinde als Kirche und als letzte entscheidende Instanz in Glaubenssachen eingesetzt werden sollte, mag zwar theoretisch hochbedeutungsvoll erscheinen, hatte aber in der Praxis nur gar wenig auf sich, da ja dieser „Kirche“ durch die Bibel ein hoch über ihrer Autorität stehendes totes, höchstens durch die Auslegungen des Pfarrers zu belebendes Gezeuch gegeben ward.

Die Kommissarien des Bischofs griffen auf der von 600 Männern besuchten Versammlung die von dem züricher Rat geschaffene Grundlage der Disputation ganz korrekt an, indem der bischöfliche Generalvikar Dr. Faber erklärte, die Bibel „werde von dem einen so und von dem andern anders gedeutet und das in wesentlichen Punkten; daneben enthalte sie selbst scheinbar (!) widersprechende Stellen,“ ferner „könne von ihr nicht erwiesen werden, daß sie alles enthalte, was Christus gelehrt, getan und seinen Aposteln aufgetragen hat; endlich sei sie von Anfang an von sämtlichen Häretikern (Ketzer) nach ihren vorgefaßten Meinungen gedeutet worden.“**)

*) Katoisches Kirchenlexikon, Bd. XI., S. 1317.

**) Ebenda 1318.

Wie die Dinge lagen, konnte das natürlich nichts nützen, der Rat entschied zugunsten Zwinglis und wies alle Geistlichen des Kantons bei schwerer Strafe an, zu lehren wie Zwingli es tat. Die Einrede des Generalvikars wider diesen Spruch hatte umsoweniger Erfolg, als er zu großer Entrüstung der tief und fest bibelgläubigen Zwinglianer die entschieden alle Lesen Zwinglis an Freisinnigkeit erheblich überbietende Be-

hauptung wagte, „man könnte freundlich, friedlich und tugendhaft leben, wenngleich kein Evangelium wäre.“*)

Durch den Entscheid des Rats war nun die Reformation für den Kanton Zürich eine vollendete Tatsache; Zwingli konnte daher in dem begonnenen Werke furchtlos fortschreiten.

(Schluß folgt.)

*) Protestantische Realencyklopädie, Bd. XVIII, S. 718.

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

An meine Mutter.

Gute Mutter, deine Lieb' umkost mich,
Und der Gram und Schmerz steigt zu mir nieder,
Den du trugst um mich und meine Brüder,
Schmerz so bitterlich!

Ach, kein Mensch, kein Mensch kann dir den Dank
Für erlitt'ne Seelenleiden bringen!
Und es wird auch nimmer mir gelingen,
Nicht mein Leben lang.

Wem ein Herz im Mutterbusen schlägt,
Sorge, daß es nimmermehr erkalte,
Daß es glück' und all' die Lieb' erhalte,
Die es für ihn hegt.

Und ihr hoher Geist wird mich umweh'n
Lebenslang auf allen meinen Schritten,
Bis auch ich genug gelebt, gelitten, —
Weiter werde gehn.

Als mich Sturm' umtosten fort und fort,
In des Lebens Brandung ich, umnachtet,
Irrrend floh, von Klipp' zu Klipp', verachtet,
Zu dem ein'gen Port. —

O, da schwand urplötzlich aller Schmerz!
Und beseelt mit Mut zu neuem Leben,
Kehrt' ich in die Welt mit neuem Streben
Von der Mutter Herz.

Dieses Herz erhalte mir ein Gott!
Und ich will's mit freuer Liebe pflegen,
Daß es träufelt aufs Haupt mir seinen Segen
In der letzten Hof!

O. Schi

Unsere Illustrationen.

Die Belagerung von Athen. (86 v. Chr.) Der Glanz des alten Athen war längst erblichen, als ihm im Norden der Balkanhalbinsel ein furchtbarer Feind erstand, das mazedonische Königtum. Philipp von Mazedonien, ein rauher Eroberer, machte in der Schlacht von Chäronea (338 v. Chr.) der hellenischen Unabhängigkeit ein Ende, und als nach dem Tode seines Sohnes Alexander, genannt der Große, der berühmte athenische Redner und Staatsmann Demosthenes sein Vaterland wieder zu befreien suchte, erlag er und nahm Gift. Nach wechselvollen Kämpfen und um der mazedonischen Soldatenherrschaft zu entgehen, unterwarf sich Athen gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. den Römern, die ihm durch ein Bündnis den Bestand als freie Stadt garantierten. Aber die römische Freundschaft war immer eine schwere Last, und die Athener seufzten nach Unabhängigkeit, denn die Römer hausten um kein Haar besser in Griechenland als die Mazedonier. Als daher der König Mithridates von Pontus in Kleinasien, der große Feind der Römer, seinen ersten großen Krieg gegen die Römer begann, machte er sich diese Stimmung der Athener zu Nutzen. Er schlug die Römer in Kleinasien, brachte einen allgemeinen Aufstand in Kleinasien gegen sie zustande, so daß ihrer 80 000 an einem Tage ermordet wurden, eroberte die Inseln im ägäischen Meere, rief alle Griechen zur Empörung auf und sandte seine Feldherren Archelaos und Dorylaos mit großen Streitkräften nach Griechenland hinüber. Die demokratischen Athener, deren Unzufriedenheit über die von den Römern ihnen aufgezwungene aristokratische Verfassung den höchsten Grad erreicht hatte, erhoben sich um 88 v. Chr. und schlossen sich unter ihrem Feldherrn Aristion dem Heere des Königs Mithridates an. Allein schon hatte der römische Senat den furchtbaren Lucius Cornelius Sulla nach Griechenland entsendet, der ein gleich großer Feldherr wie blutigerer Despot war und der später in Rom eine Diktatur einführte, die an blutigem Terrorismus alles Bisherige hinter sich ließ. Die Feldherren des pontischen Königs und Aristion konnten sich im Felde gegen Sulla nicht halten; sie wurden aus ihren Stellungen vertrieben, und Sulla rückte nach Athen vor, das er im Jahre 86 belagerte und auch eroberte. Er nahm eine exemplarische Rache an der Stadt, die einst die erste der Welt gewesen, und verfuhr weit barbarischer als ein halbes Jahrhundert zuvor man ihn hat, die Kunstschätze zu schonen, antwortete: „Wenn etwas zerbricht, kann man es wieder machen lassen.“ Athen verlor zum

zweitenmal seine berühmten langen Mauern, welche die Stadt mit dem 12 km von der Stadt entfernten Seehafen, dem Piräeus, verbanden. Im Jahre 404 hatten die Spartaner diese Befestigungswerke sammt den 40 Ellen hohen, von Themistokles aus großen Quadrern erbauten Ringmauern niedergerissen; sie waren aber wieder aufgerichtet worden. Jetzt vollzog Sulla das Zerstörungswerk gründlicher. Flotte und Hafens Arsenal wurden den Athenern genommen, die Häupter des Aufstandes, deren man habhaft werden konnte, verfielen dem Henker und eine große Anzahl Bürger wurden in die Sklaverei verkauft. Von diesem Schicksal erholte sich Athen nie wieder, trotzdem der römische Kaiser Hadrian den Versuch machte, es wieder zur Blüte zu bringen. Daß Sulla Athen zum Fall bringen konnte, während noch die Heere des Mithridates auf griechischem Boden standen, legt Zeugnis ab für seine strategische Befähigung. In den Jahren 86 und 85 schlug er den Archelaos entscheidend und ging über den Hellespont nach Kleinasien, worauf Mithridates Frieden mit ihm schloß. So war Griechenland wieder ganz unterworfen.

Unsere Illustration (S. 280—281) stellt eine Episode aus der Belagerung Athens dar. Als man in der Stadt erfuhr, daß der gefürchtete Sulla heranrückte, waren viele der Ansicht, die Stadt könne sich nicht halten, und eine Anzahl derer, die sich bei dem Aufstande kompromittirt hatten, trafen Anstalten zur Flucht, um der Rache des blutdürstigen Römers zu entgehen. Als Aristion dies vernahm, ließ er sogleich die Thore schließen und die Wälle besetzen. Aber die Wachen wurden bestochen und eine große Anzahl von Athenern ließ sich an Striden über die Stadtmauern hinab und entfloß. Sie wußten recht gut, daß sie selbst und ihre Mitbürger nicht mehr aus dem Stoff jener 300 Spartaner gemacht seien, die an dem Engpaß von Thermopylä in ruhmvollem Kampfe gegen die Uebermacht der Perser gefochten und starben.

Der Künstler hat zu seiner Darstellung den Moment gewählt, da die Flüchtlinge mit Weib und Kind und mit ihren Waffen sich über die Mauer hinablassen, in tiefer Nacht, ungewiß des Schicksals, das ihrer harret. Im Vordergrund sehen wir eine schöne Griechin mit ihrem Kinde die gefährliche Lustreise machen; neben ihr läßt sich ein junger Grieche mit seiner Geliebten herab. Es ist nicht mehr das klassische Athen, das sie verlassen, aber ihr Herz hängt doch daran, denn, wie Uhlant sagt:

„Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland!“

Der blutige Sulla hat freilich noch Schlachtopfer genug vorgefunden.

A. T.

Das Kostkind. (S. 277.) Die Geschichte ist einfach und nicht selten. Wer die Welt kennt, dem wird sie nicht neu erscheinen. Jung Kennchen ist eine glänzende Erscheinung und darf es sein, denn sie trägt einen ziemlich berühmten Namen, und die Theaterzettel des Stadttheaters zu N. veröffentlichen einigemal, daß sie Primadonna an jenem Kunstinstitut ist. Die Zeitungen sind ihres Lobes voll; die Herren- und Damenwelt erhebt sie in den Himmel. Die erlernten überschütten sie mit Kränzen, Bouquets und ähnlichen Gaben, wenn sie auftritt; der Stadtpoet widmet ihr seine feurigsten Verse. Die Damen benennen jedesmal das Hauptstück ihrer Frühjahrsgarderobe nach der beliebten Sängerin — mit einem Wort — Kennchen ist in der Mode. Sie verdient es vielleicht auch. Eine imposante Erscheinung mit schlanken, ebenmäßigen Formen und einer immer geschmackvollen Toilette, mag sie nun in dem einfachen weißen Kleidchen einer Agate, in den Prachtgewändern einer Prinzessin von Trapezunt oder in der glänzenden Ausrüstung einer Balhyre erscheinen. Und das ist's nicht allein; sie ist auch liebenswürdig. Ihren tausend schmachtenden Anbetern gegenüber bleibt sie ziemlich kühl; sie bevorzugt keinen sichtbar, aber sie hat für jeden ein freundliches und herzliches Wort. So kann ihr keiner böse sein, wenn auch keiner imstande ist, sich einer besonderen Gunstbeziehung zu rühmen. Gattinnen und Bräute haben nichts von ihr zu fürchten; darum ist sie auch bei ihnen so wohl gelitten.

Kennchen war weder prüde noch kokett, und man konnte ihr nichts nachsagen, was ihrem Rufe nachtheilig gewesen. Nur vor etwa anderthalb Jahren hatte sie eine Liaison gehabt, das wußte man, aber das war vorbei.

Damals war ein junger Graf nach N. gekommen, der sich Studiens halber dort aufhielt, ein junger lecker Bonvivant, der jährlich über große Summen verfügte und bald der „Löwe des Tages“ in der sonst ziemlich spießbürgerlich angelegten Stadt wurde. Da die Verehrung Kennchens eine Modesache und der Graf ein fleißiger Theaterbesucher war, so drängte er sich bald in die erste Reihe von Kennchens Verehrern. Er schickte ihr kostbare Geschenke und erwies ihr alle denkbaren Aufmerksamkeiten.

Die übrigen Verehrer sahen sich bald von dem Grafen in den Schatten gestellt. Obgleich sich nun dieser auch keiner eigentlichen Bevorzugung rühmen konnte, so sprachen doch die anderen in ihrem Aergern, als ob es so wäre. Wie hätten sie auch anders denken sollen! Nicht jeder konnte sich täglich nach dem neuesten Modejournal gekleidet zeigen, nicht jeder konnte jährlich über tausend Mark für Glacehandschuhe ausgeben; nicht jeder konnte so kostbare Kränze auf die Bühne werfen. Der Spießbürger denkt einmal so. Kennchen hatte den drängenden Werbungen des Grafen anfänglich ebensovienig Gehör geschenkt, wie den Werbungen anderer. Wir meinen hier die Liebeswerbungen natürlich, nicht die Werbungen zur Heirat. Da man überall davon sprach, daß Kennchen den Grafen begünstige, so kam es auch bald zu ihren Ohren. Sie verwahrte sich dagegen, allein man lächelte überlegen. Der Graf richtete aus seiner Loge und auf der Promenade schmachtende und triumphirende Blicke auf sie; das konnte sie nicht ertragen. Sie wich ihm aus, wo sie konnte, auf der Promenade und in Gesellschaften. Aber da hatten ja die braven Spießbürger den Beweis für das, was man sich in die Ohren flüsterete. Sie wollte ihre Neigung vor dem Publikum verbergen! Jawohl! Sie mußte erfahren, daß, wo sie erschien, man seinen Namen mit dem ihren zusammen nannte. Ihre Zurückhaltung half gar nichts; bei dem Publikum stand fest, daß sie mit dem Grafen eine Liaison habe. Das wäre an und für sich nichts Schlimmes gewesen, allein sie ärgerte sich über die Klatscherei, die doch ganz unbegründet war. Und so entschloß sie sich, der Sache ein Ende zu machen. Sie wollte dem Grafen derb die Meinung sagen.

So schrieb sie ihm denn ein Billet, in dem sie ihn um eine Zusammenkunft bat. Sie wollte ihn abschrecken, indem sie ihn rauh und wegwerfend behandelte.

Die Zusammenkunft fand statt, allein das Resultat war ein ganz anderes. Kurzum, die Liaison wurde nach der Zusammenkunft zur Wirklichkeit. Die Spießbürger hatten noch viel mehr zu schwätzen, als bisher. Kennchen fuhr nun mit dem Grafen aus und promenirte mit ihm; sie schienen ein Herz und eine Seele. Und in der That, Kennchen verliebte sich in den Grafen; bei ihm war ja selbstverständlich, daß er bis über die Ohren in die schöne und interessante Künstlerin verliebt war.

Das dauerte so einige Monate, und man hörte, Kennchen würde sich demnächst öffentlich mit dem Grafen verloben. Nun waren die Damen der Stadt aber doch voll Neid über diese „gute Partie“. Sie hatten's nicht nötig, denn plötzlich erschien wie ein deus ex machina der Papa des Grafen auf dem Schauplatz, näselte etwas von Mesalliance und nahm den Sohn mit auf das Schloß seiner Ähnen.

Der Skandal war ein ungeheurer. Kennchen verschwand, nachdem sie Urlaub genommen, und kam erst nach etwa einem Jahre wieder zum Vorschein. Niemand wußte, wo sie gewesen.

Sie ist wieder der Liebling des Publikums, wie zuvor. Zuweilen ist sie einige Tage unsichtbar, was ihre Verehrer nicht wenig in Erstaunen setzt. Wenn sie es wüßten.

Zu solchen Zeiten fährt Schön Kennchen, von einem alten und treuen Bedienten begleitet, nach einem kleinen Dorf in eine entlegene Bauernhütte. Sie tritt ein, von den Insassen verwundert angesehen, schlägt den dichten Schleier zurück, sieht sich um und stürzt dann in eine Ecke, wo in einem schlechten Korbe, der als Wiege dienen soll, ein

Säugling liegt. Sie preßt ihn zärtlich an die Brust, während der alte Bediente der Bäuerin eine Geldsumme einhändig. Der Säugling ist der Sohn des jungen Grafen, zu dem der Vater sich zu bekennen nicht den Mut hat! Er hat nichts wieder von sich hören lassen.

Nach einigen an die Bäuerin gerichteten Ermahnungen, das Kind gut zu halten, verschwindet die glänzende Dame wieder aus der Hütte. Den Kindern der Bäuerin ist's wie ein Traum, und die Großmutter schimpft über die leichtsinnigen vornehmen Leute, die die Bäuerin aber zählt schmunzelnd die gute Einnahme für das Kostkind.

Sie wird das arme Kind knapp genug halten. Sind aber die Rücksichten Kennchens so stark, daß sie ihr Kind verheimlichen muß? Traut sie sich nicht, den Vorurteilen zu trotzen? Glaubt sie so ihrem Kind nützlicher sein zu können? Oder steht das Kind einer künftigen „guten Partie“ im Wege? Wer mag's wissen!

A. T.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Was bietet Queensland dem Einwanderer? Die Kolonie Queensland (Australien) ist 1300 engl. Meilen lang und 800 engl. Meilen breit, enthält also eine Oberfläche von 420 000 000 Acker. Die Bevölkerung beträgt nicht ganz 300 000 Seelen. Die Hilfsquellen des Landes sind sehr bedeutend und man bedarf nur noch tüchtiger Arbeitskräfte und genügender Kapitalien, um dieselben auszunützen. Das Klima ist angenehm, weder starke Winde noch übermäßige Kälte kommen in der Kolonie vor. Mit Ausnahme der beiden Regenmonate ist das Wetter trocken und gesünder als die meisten warmen Klimate. Todesfälle kommen nur 13 aus tausend Seelen. Für die Anlage einer Wollenfabrik hat die Regierung eine Prämie von 1000 Pf. St. geboten; die Wolle ist berühmt am Londoner Markt. Sie erzielt durchschnittlich 2 s 6 d per Pfund; jetzt sind etwa 10 Millionen Schafe in der Kolonie, deren Weiden jedoch 50 Millionen ernähren können. Eine Schwierigkeit, die Schafzucht auszubreiten, bildet der mühsame Transport aus dem Innern, da keine schiffbaren Flüsse vorhanden sind; allerding sucht man diesem Uebelstande durch Anlage von Eisenbahnen abzuhelfen. Auch mit der Anpflanzung von Wein hat man Proben gemacht und damit gute Resultate erzielt. Die Schäfer erhalten 1 Pf. St. in der Woche und die Kost. — Eine wichtige, sich immer mehr ausbreitende Industrie ist die Zuckerkultur. Vor 18 Monaten waren 20 000 Acker für dieselbe bebaut, jetzt sind es deren mehr als 200 000. — Dadurch werden verschiedene Techniker und Handwerker nötig. Schmiede verdienen 50—60 Pf. St. im Jahr und die Lebensmittel, Mechaniker 7 s bis 16 s per Tag ohne Nahrung. Verheiratete Personen werden am meisten gesucht, sie erhalten zwei Rationen, jede bestehend aus 10 Pfd. Wehl, 16 Pfd. Rind- oder Schafffleisch, 2 Pfd. Zuder, $\frac{1}{4}$ Tee in der Woche. Die Preise der Nahrungsmittel sind nicht hoch. Rind- und Schafffleisch von guter Beschaffenheit werden zu $1\frac{1}{2}$ bis 3 d per Pfund verkauft. Wehl ist etwa ebenso teuer wie in England, Melonen und Bananen, Früchte verschiedener Art, Gemüse überhaupt kann man zu mäßigen Preisen bekommen. Die Hausmiete ist teuer, doch jeder geschickte Mann kann sich selbst ein Haus aufschlagen. Die Goldgräberei wird eifrig betrieben; Kupfer, Silber, Kohlen und Eisen sind auch in großer Menge vorhanden. Da auch Ueberfluß an Holz besteht, hat man bis jetzt keine Kohlen abgebaut, doch beabsichtigt man dies in Zukunft der Ausfuhr nach Indien und China wegen zu thun. Die Kolonie führt bis jetzt all ihr Eisen ein, doch hat die Regierung eine Prämie von 1000 Pf. St. für die erste Tonne und eine solche von 10 000 Pf. St. für die ersten zehn Tonnen im Lande fabrizirten Eisens ausgesetzt. Die Nachfrage nach Arbeitskräften ist sehr groß und wird noch zunehmen; für alle ist Raum, mit Ausnahme von Männern, die nicht arbeiten und Frauen, die nicht heiraten wollen. Ackerbauer können freie Passage von 160 Acker Land à 2 s 6 d bekommen, die sie in 5 Jahren zu bezahlen haben. Nach fünf Jahren ist dieses freies Eigentum, ohne jede Abgabe. Es ist nur nötig, ein Haus zu bauen und es einzuzäunen. Wer mehr Land haben will, kann bis zu 5120 Acker à 10 s (bezahlbar in 10 Jahren à 1 s) bekommen. Einwanderer, welche sich dem Ackerbau widmen wollen, tun am besten, etwa ein Jahr lang auf einer bestehenden Unternehmung zu arbeiten. Kinder von 5 bis 13 Jahren werden auf Kosten der Regierung unterrichtet; jedes Kind, welches am Ende dieses Zeitraumes ein Examen besteht, kann noch zwei Jahre lang eine höhere Schule besuchen. Nur auf Zuder, Reis und Kleidern besteht ein Einfuhrzoll. Letztere bezahlen $7\frac{1}{2}$, ersteres 25 $\frac{1}{10}$ vom Werte, Reis 1 d per Pfund, letzteres hauptsächlich, um die Chinesen, die beinahe nur von Reis leben, zu den Staatslasten heranzuziehen. Unter gewissen Bedingungen gibt die Regierung den Auswanderern Beihilfe. Schuhmacher und Schneider und alle Arten mechanischer Arbeiter werden, wenn unter 40 Jahre, für 4 Pf. St., wenn über 40 Jahre, für 6 Pf. St. befördert. Verheiratete erhalten den Vorzug; die Frau erhält für 2 Pf. St. resp. 4 Pf. St. Beförderung. Die Nachfrage nach Frauen, welche sich verheiraten wollen, ist sehr groß. Nach dem letzten Zensus war das Verhältnis der Männer zu den Frauen wie 5 : 3.

(Ausland 1884, 2.)

Ein neuer mohamedanischer Staat hat sich in Zentralasien, auf der Straße von Indien nach dem russischen Turkestan, gebildet, der nun dazu berufen scheint, bei einem Kampfe zwischen England und Rußland über die Herrschaft in Asien eine bedeutende Rolle zu spielen.

Jenseit des Amu-Darja liegen vier kleine Khanate: Kulab, Darwas, Wassa und Schadumani, die teils von Kirgisen, teils von anderen türkischen Stämmen bewohnt sind und bald unter der Botmäßigkeit Bucharas, bald Afghanistans standen. Vor kurzem brach zwischen zweien dieser Khanate eine blutige Fehde aus und der Emir von Afghanistan wollte sie benutzen, um seine Oberhoheit über jene vier wieder herzustellen. Doch kamen ihm die vier Fürsten zuvor, indem sie ihrem Amtsbruder, den Emir von Kulab, zu ihrem Oberhaupt ernannten und ihm den Oberbefehl über das Bundesheer übertrugen. Mir-Kusch, der in der Stadt Sayad residirt, gehört somit heute zu den Khanen Mittelasiens.

(Ausland 1884, 3.)

In Argentinien ist der Tausendfuß für jeden Stadtbewohner das widerlichste Tier, welches er kennt. In Buenos-Aires trifft man eine Art der Myriopoden sehr häufig, und in Kellern, Gewölben oder feuchten Zimmern ist dieses etelhafte Ungeziefer oft duzendweise vorhanden. Der hier heimische Tausendfuß wird bisweilen über einen Zoll lang und hat die Gestalt einer länglichen Spinne, die nach allen Richtungen hin eine Anzahl krabbelnder und zappelnder Beine ausstreckt. Bei warmem Wetter verbirgt sich das Tier gewöhnlich in Löchern, hinter Bildern, Spiegeln, Kisten u. dgl., sobald aber die Temperatur feucht wird, kommt es aus seinen Schlupfwinkeln hervor und spaziert an den Wänden hinauf. Seine Ausflüge erstrecken sich dann bisweilen auch bis oben an die Zimmerdecke, und von dort fällt es mitunter wiederum auf den Boden oder auf die im Zimmer Anwesenden, zu deren nicht geringem Entsetzen. Wo das Tier mit der menschlichen Haut in Berührung kommt, hinterläßt es eine offene, rasch anschwellende Wunde, und läuft es über einen ganzen Körperteil hin, so entsteht auf der ganzen von ihm belassenen Fläche ein offener Riß, der schon nach wenigen Minuten sich heftig entzündet. Ist die Wunde auch nie lebensgefährlich, so erklärt sich doch leicht, weshalb alle und besonders Europäer vor diesem Tiere eine oft aus Lächerliche streifende Furcht haben. Wenn man es an der Wand sitzen sieht, kann man es ruhig mit irgend einem Gegenstande totschlagen, ohne daß es den Versuch macht, zu entfliehen, sobald man aber mit ihm in Berührung oder auch nur der Wand zu nahe kommt, läuft es schnell über den Menschen hin. Hütet man sich stets, an die Wände zu streifen oder sich anzulehnen, geht man nie ohne Licht in einen dunklen Raum, und sorgt man endlich streng für die nötige Reinlichkeit in den Zimmern, welche von den Südländern nur zu häufig vernachlässigt wird, so wird man wohl nie in die Verlegenheit kommen, mit einem Tausendfuß nähere Bekanntschaft zu machen.

Wenn auch harmloser, so doch viel blutdürstiger als jene sind die Flöhe, welche einen Teil der Bevölkerung der „Stadt der guten Lüfte“ ausmachen. Geradezu ungläublich ist es, in welcher erschreckender Anzahl diese kleinen Ungeheuer sich hier aufhalten. Sie werden um so häufiger, je mehr man von dem Innern der Stadt sich entfernt; man sieht sie am Tage auf den meist feineren Fußböden munter umherpringen und tritt man in ein Zimmer hinein, so haben sie natürlich nichts eiligeres zu tun, als an den Beinkleidern des Eingetretenen hinauszuhüpfen. In der Nähe der ganz am Ende der Stadt gelegenen Calle Centro-America habe ich in einem Almaden (Laden) einen jungen Mann gesehen, dessen weiße Hose vollständig mit Flöhen wie mit kleinen schwarzen Punkten bedeckt war. Und wie verstehen es diese Blutsauger, ihr Opfer zu reinigen! Weber am Tage, noch bei der Nacht hat man Ruhe vor ihnen, beständig verspürt man das unangenehme Jucken, welches sie verursachen, und um mir nur einigermaßen erträglichen Schlaf zu verschaffen, griff ich in der ersten Zeit meines Hierseins stets zu einem verzweifelten Mittel: ich machte den Tag über so viele Märsche oder Spaziergänge, daß ich am Abend mich völlig erschöpft zur Ruhe begab.

Auch die vielen Fliegen, welche es hier gibt, sind nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des hiesigen Daseins zu zählen, wenn sie bei weitem auch nicht so lästig werden, wie die Flöhe. Immerhin aber sind sie höchst überflüssige Gäste, die in dichten Scharen beständig alles Epbare umschwärmen und vor denen man Fleisch, Brot, Teller, Tassen u. a. aufs sorgfältigste verschließen muß, wenn man mit Wohlgeschmack irgend etwas genießen will. Die Schwärme, welche diese Fliegen bilden, sind so dicht, daß sie eine völlig schwarze und unburchfähige Masse bilden, und wenn sie auch nicht stechen oder sonst den Menschen quälen, so sind die Mücken doch hier wie in ganz Südamerika wegen des Schmutzes, den sie überall zurücklassen, im höchsten Grade unangenehme Tiere, welche einem förmlich das Leben verbittern können.

Australien. Für 28. November 1883 ist in Sydney eine Federation and Annexation Conference sämtlicher australischer Kolonien zusammengetreten. Dieselbe bestand aus Delegirten der australischen Regierungen und Parlamente und hatte über eine ins Leben zu rufende Konföderation der Kolonien, sowie über die Annexation von Inselgruppen in der Südsee zu beraten. Bekanntlich stehen die Kolonien zur Zeit wie fremde Staaten zu einander. Man will aber dies System der Isolirung beseitigen und verlangt ein geeinigtes Australien, um eine gemeinsame nationale Politik betreiben zu können. Es ist dies ein Ziel, worauf die Gouverneure der einzelnen Kolonien schon seit Jahren, bis jetzt aber vergeblich, hingearbeitet haben und auf welches der jetzige englische Kolonialminister,

Carl of Derby, noch jüngst wieder hinwies mit der Andeutung, daß, bevor dies nicht durchgeführt sei, eine Annexion von Inselgruppen in der Südsee englischerseits nicht zugegeben könne.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservirung des Fleisches.

I.

Unzweifelhaft hat die neuere Naturforschung die Methoden der Konservirung des Fleisches und der übrigen Nahrungsmittel einem tieferen Verständnis entgegenführt. Man weiß jetzt, daß der Prozeß der Fleischfäulnis, wie jeder andere Prozeß, von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig ist. Kann die eine oder die andere Bedingung nicht erfüllt werden, so kann auch die Fäulnis des Fleisches nicht eintreten. Was gehört nun zur Fäulnis des Fleisches? So viel Widriges dieser Prozeß auch haben mag, wie Pasteur und Andere zeigten, handelt es sich dabei um die massenhafte Entstehung und Ausbildung von Pilzen, die unzweifelhaft Pflanzennatur besitzen, nach den allgemeinen Gesetzen der Pflanzenwelt wachsen und sich vermehren. Die Keime der Schimmelpilze (Fäulnispilze) sind in der atmosphärischen Luft verbreitet und senken sich daraus auf alle Körper nieder, die mit der Luft in Berührung kommen. Auf einen Porzellanteller abgelagert, können die Sporen der Pilze sich nicht entwickeln, weil ihnen hier die nötigen Nährstoffe nicht geboten sind. In Berührung mit gut getrocknetem Fleisch gesetzt, entwickeln sich die Pilzsporen ebenfalls nicht, weil ihnen hier das Wasser fehlt. Enthält aber die atmosphärische Luft viel Wasser, so kann allerdings ein Anfaulen stattfinden. In Berührung mit Fleisch, dessen naturwüchsiges Wasser in der Kälte gefroren ist, entwickeln sich die Pilzsporen ebenfalls nicht; sie bedürfen zu ihrer Entwicklung flüssiges Wasser und eine zugehörige Temperatur. In Berührung mit Fleisch von gewöhnlichem Wassergehalt und gewöhnlicher Temperatur gelangen die Pilze zur kräftigen und schnellen Entwicklung und zur raschen Vermehrung, weil sie da nicht nur die nötigen Nährstoffe (das Wasser mit einbegriffen), sondern auch eine begünstigende Temperatur finden. Um es kurz zu sagen: Wenn die Fäulnispilze üppig gedeihen sollen, so muß ein gut gedüngter, auch mit Wasser und atmosphärischer Luft versehen Boden nebst einer zugehörigen Temperatur geboten sein. Die Verminderung des Volums und des Gewichts des Fleisches bei der Fäulnis hat unzweifelhaft darin ihren Grund, daß die üppig gedeihenden Pilze die Fleischstoffe als ihre Baustoffe an sich nehmen und weiterhin Fermentationen veranlassen, bei welchen Gase entstehen, die in die atmosphärische Luft übergeführt werden.

Die Faktoren der Fäulnis des Fleisches können nach dem Vortragenen also bestimmt werden: 1) Fäulnispilze, bezw. die Sporen derselben, 2) Wasser, 3) warme Luft und 4) ein mit reichlichen Nährstoffen versehener Boden, also in unserem Fall das mit stickstoffhaltigen und anderen Stoffen versehene Fleisch. Daß die Bestimmung dieser Faktoren richtig ist, läßt sich leicht beweisen. Bringt man frisches oder besser gekochtes Fleisch in eine zweckmäßig geformte Flasche und verstopft die Oeffnung mit zusammengedrückt Baumwolle (Baumwollenpflanz), so bleibt die Fäulnis entweder ganz aus oder tritt erst sehr spät ein. Setzt man ein mit frischem Fleische gefülltes Gefäß mit der Atmosphäre so in Verbindung, daß die eindringende Luft erst durch konzentrierte Schwefelsäure oder durch ein langes, zur Rothglut gebrachtes Porzellanrohr passieren muß, so erwartet man vergeblich den Eintritt der Fäulnis. Läßt man einen frisch präparirten Muskel in einer Kältemischung gefrieren und bringt ihn dann in einen mit Eis beschickten Schrank (Eisschrank), so bleibt die Fäulnis ebenfalls aus. Ueberzieht man dagegen einen frisch präparirten Muskel täglich mit Wasser und hält ihn bei einer Temperatur von circa 25–30° C. an der Luft, so tritt die Fäulnis mit größter Schnelligkeit ein und schreitet mit größter Schnelligkeit fort.

Aus Prof. C. F. Folds „Das Fleisch“, Handbuch der wissenschaftlichen und praktischen Fleischkunde.

Crème, Schmetten- oder Sahnentäse zu bereiten. Der Sahnentäse ist mit Leichtigkeit in jeder kleinen Hauswirtschaft zu bereiten, weil er keine besondere Geschicklichkeit und keine besonderen Gerätschaften erfordert; die beste Zeit ist dazu der Frühommer, wenn infolge des saftigen Grünsutters die Milch sehr reich ist. Das Verfahren ist folgendes: Man lasse die Milch in einer Schüssel oder Kasserole sechsunddreißig Stunden stehen, schöpfe dann die Sahne so dick als möglich ab und rühre je nach Umständen ein bis zwei Teelöffel voll Salz hinein. Zwei Näpfe (Teeschalen), die man sich bereit gestellt, werden mit einer doppeltgefalteten Serviette oder einem anderen reinen Leinen überdeckt und auf dieses dann die Sahne derart geschüttet, daß beide Schalen gleichmäßig gefüllt sind. Hierauf bleibt der Käse einen Tag stehen, während welcher Zeit die überflüssige Lauge in das Tuch sicker; sollte dies jedoch nicht in gewünschtem Maße der Fall sein, dann bedecke man den Käse für einige weitere Stunden mit einem anderen reinen Tuche. Dann nehme man in jede Hand eine Schale, lege die beiden Käseklümpchen zusammen und knete sie unter dem Tuche zu einer runden, etwa einen Zoll dicken Scheibe, welche in ein reines Leinen geschlagen wird, das

innerhalb vierundzwanzig Stunden ein letztesmal gewechselt werden muß, falls es sich zu nah zeigt. Nach diesem bleibt der Käse vier bis fünf Tage liegen und wird reif. Sollte der Käse nicht gleich verpeist, sondern ein bis zwei Wochen und selbst länger aufbewahrt werden, dann muß man ihn, wenn er etwas zu trocken beginnt, in ein frisches feuchtes Tuch schlagen.

Eine andere Art der Bereitung — die von manchen vorgezogen wird, obwohl sie nicht ein so gutes Resultat liefert — ist die folgende: Man nimmt ein Seidel frischer, reicher Sahne, stellt sie ruhig für zwei bis drei Tage an einen warmen Ort, bis sie gerinnt, worauf man sie leicht salzt und auf einen mit reinem, doppelt gefalteten Linnen bedeckten Suppenteller schüttet. Nachdem die Masse zwei Tage in diesem gelegen, wird sie in ein frisches Tuch geschlagen, und diese Operation, wenn nötig, nach weiteren zwei bis drei Tagen ein letztesmal wiederholt. In einer Woche ist der Käse reif und zum Verpeisen vortrefflich geeignet.

Literarische Umschau.

Französisch für Kaufleute. Unter Mitwirkung von Fachmännern von Charles Toussaint und G. Langenscheidt. Vierte Auflage. Preis ungebunden M. 2, gebunden M. 2,50. Berlin. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Die Methode Toussaint-Langenscheidt ist längst als vortrefflich allgemein anerkannt, und sie bewährt sich auch in dem vorliegenden Buche auf das Beste. Dasselbe lehrt die französische Geschäftssprache in ihren von der gewöhnlichen Ausdrucksweise abweichenden Eigenheiten. Daß diejenigen Kaufleute, welche sich des Buches bedienen wollen, die französische Umgangssprache beherrschen, wird vorausgesetzt. Der Inhalt des bei vollkommener Uebersichtlichkeit so gedrängt wie möglich gehaltenen Werkes umfaßt 1. den französischen Briefstil im allgemeinen; 2. den französischen Geschäftsstil im besonderen; 3. die Buchführung; 4. die Telegrammatik; 5. Gewicht, Maße, Münzen; 6. Gespräche; 7. Annoncen; 8. ein alle gebräuchlichen Geschäftsausdrücke vereinigendes Vocabular, das zugleich als Register des ganzen dargebotenen Stoffes dient; 9. ein Vocabulaire systematique, welches ohne deutsche Uebersetzung die zusammengehörigen Ausdrücke, Bezeichnungen und Redensarten unter geeigneten Rubriken aneinander reiht und dem ohne Hilfe eines Lehrers Studirenden Gelegenheit bietet, durch Uebersetzung und Rückübersetzung zu prüfen, ob das, was er aus dem Werke lernen wollte, auch völlig sein geistiges Eigentum geworden ist. Die elegante Ausstattung läßt den Preis des Buches als einen sehr mäßigen erscheinen.

Illustriertes Pflanzenleben, gemeinverständliche Originalabhandlungen über die interessantesten und wichtigsten Fragen der Pflanzenkunde nach zuverlässigen Arbeiten der neueren wissenschaftlichen Forschungen, herausgegeben von Dr. Arnold Dodel-Port, Professor der Botanik an der Universität Zürich. Mit 10 Tafeln als Extrabeilagen und 122 in den Text gedruckte, teils phototypirte, teils xylographirte Figuren, zusammen 433 Detailabbildungen. Verlag von Casar Schmidt, Zürich 1883.

Das bekanntlich in einer größeren Reihe von Lieferungen erschienene Werk ist bei seinem Abschlusse zu einem stattlichen, vorzüglich ausgestatteten Bande angewachsen, dessen Inhalt die Erwartungen in hohem Maße befriedigt, mit welchen das Werk des ebenso gelehrten wie lebenswürdig schildernden Verfassers bei Beginn seines Erscheinens begrüßt wurde. Um die Fülle des mit tief eindringender Sachkenntnis und einem über alle Vorurteile erhabenen Lehreiter entwickelten Stoffes kurz zu charakterisieren, seien hier die behandelten Temata angegeben. Dieselben sind 1. die niederen Pilze, 2. Kontagien und Miasmen, 3. Fleischfressende Pflanzen, 4. Die Kraushaaralge, 5. Ein Blick in die untergetauchte Flora der Adria, 6. 7. 8. Die Liebe der Blumen, 9. u. 10. Auffällige Bewegungsercheinungen im Pflanzenreiche. Einen ganz besonderen Schmuck des interessanten, auf das wärmste zu empfehlenden Werkes bilden die sämtlich von Professor Dodel-Port selbst mit erstaunlicher Akkuratheit und feinem Kunstgefühl gezeichneten Abbildungen.

Rußland. Land und Leute. Unter Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrten und Schriftsteller herausgegeben von Hermann Roskoshny. Leipzig, Grefner und Schramm.

Dieses mit der einundvierzigsten Lieferung (jede Lieferung zu M. 1) abgeschlossene zweibändige Werk gehört zu jenen „Prachtwerken“, welche im letzten Jahrzehnt in so großer Anzahl aus den deutschen Verlagsanstalten hervorgegangen sind und einen weiten Kreis von Käufern sich erobert haben, obgleich die Kritik ihnen nicht immer günstig gewesen ist. In der Tat drängt das anspruchsvolle Hervortreten der

Illustrationen in den Prachtwerken die ethnographische und kulturgeschichtliche Behandlung des Stoffes vielfach, sehr zu deren Nachteil, in den Hintergrund und verwandelt den Leser, nicht, wie es im Interesse allgemeiner Bildungsbeförderung wünschenswert ist, in einen Studirenden, sondern macht ihn oft zum bloßen Beschauer. Dadurch gerät der Schriftsteller, welcher die Abfassung, beziehentlich die Redaktion, des Werkes übernommen hat, nur zu leicht in die Versuchung, seine Aufgabe möglichst leicht zu nehmen, und dieser Versuchung ist selbst schon mancher unterlegen, dem ein berühmter Name das Interesse des literarisch gebildeten Publikums sicherte. Das sind Uebelstände, welche der Abhülfe bedürfen, einer Abhülfe, welche in der Sorge für einen materiell und formell vollendeten Text unschwer zu finden ist. Offenbar aber heißt es das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man wegen solcher Ausstellungen, zumal dieselben keineswegs bei allen Prachtwerken zu machen sind, diese selbst als eine unerfreuliche Erscheinung auf unserm Büchermarkt betrachtet und behandelt. Die Illustration kann gerade in den Prachtwerken einer nicht zu unterschätzenden Aufgabe dienstbar gemacht werden: die wissenschaftliche Darstellung zu beleben und zu ergänzen, sie dem Interesse und Fassungsvermögen des Lesers näher zu bringen und ihren Inhalt dem Gedächtnisse tiefer als es sonst zu geschehen pflegt, einprägen zu helfen. Diese Aufgabe werden die Prachtwerke bei wißbegierigen Lesern erfüllen, sobald diese sich durch die geistige Nahrung, welche ihnen der literarische Text bietet, befriedigt fühlen. Dagegen mögen Leute beiderlei Geschlechts, welche sich für die Illustrationen so interessieren, daß sie darüber den Text völlig zu vergessen lieben, ungestört die Prachtwerke nur als Bilderbücher betrachten, — an ihnen war schwerlich etwas zu gewinnen oder zu verlieren. Was der Verfasser des vorliegenden als eine große illustrierte Landes- und Sittengeschichte auftretenden Werkes zu leisten bemüht war, sagt er in der Vorrede zum ersten Bande: „Der Leser wird durch die Städte und Dörfer Rußlands, durch seine Wälder und Steppen, über seine Gebirge, Flüsse und Seen geführt; es werden ihm die Sehenswürdigkeiten der Städte, die Sitten und Gebräuche der Dorfbewohner, die Natur Schönheiten des Landes geschildert; er wird vertraut werden mit dem bunten Völkergemisch, aus welchem Rußlands Bevölkerung mosaikartig zusammengesetzt ist. In diese Schilderungen werden an geeigneter Stelle jene Mitteilungen verflochten, die dem Leser einen Ueberblick über das gesammte Streben und Wirken der Nation gewähren sollte. Ohne Voreingenommenheit sollen die staatlichen und religiösen Einrichtungen und die sozialen Verhältnisse in den Kreis unserer Betrachtung gezogen werden, ohne zu vergessen, daß unsere Aufgabe nur die objektive Beschreibung, nicht die Polemik ist.“ Das Werk hat schon während seines Lieferungsweisen Erscheinens günstige Aufnahme beim Publikum gefunden und wird überall da willkommen sein, wo man die Ausgabe nicht zu scheuen braucht, welche ein so großartig angelegtes Werk trotz der riesigen Hilfsmittel unseres modernen Buchdrucks notwendig verursachen muß, zumal es in deutscher Sprache das erste ist, welches eine derartig umfassende Beschreibung von ganz Rußland in Originaldarstellungen bietet.

Rätsel.

Du, die du das Erste, sei mir das Zweite, dann werde ich ewig sein dein — Erstes und Zweites vereint.

Rebus.



Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Rautsky. (Forti.) — Schylo. Von J. Stern. (Mit Illustration.) — Ein Frauenbild aus dem alten Rom. Von Wilh. Bloß. — Wer trägt die Schuld? Novelle von E. Langer. (Fortsetzung.) — Ulrich Zwingle. Mit einleitenden Bemerkungen zur Frage der kulturellen Bedeutung der Reformation. Von Bruno Geiser. — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart: An meine Mutter. — Unsere Illustrationen: Die Belagerung von Athen. — Beiträge zur Länder- und Völkerkunde: Was bietet Queensland dem Einwanderer? — Ein neuer mohamedanischer Staat. — Argentinien. — Australien. — Für unsere Hausfrauen: Ueber die Konservierung des Fleisches. I. — Crème-, Schmetten- oder Sahnenkäse zu bereiten. — Literarische Umschau: Französisch für Kaufleute. — Illustriertes Pflanzenleben. — Rußland, Land und Leute. — Rätsel. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenchaftliche Aukunst. — Ausflüge. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges.